Princeton University Library
32101 066391218

Digitized by Google

142
87

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

344
.8

170

A. M. Frey

Kastan und die Dirnen

Roman

Delphin-Verlag-München

By

Digitized by Google

A. M. Frey: Kastan und die Dirnen

A. M. Frey

Kastan und die Dirnen

Roman

Delphin-Verlag München

By

Copyright 1918 by Delphin-Verlag Dr. Richard Landauer
München

Das Trinkgeld

Karl und Andreas hatten zum erstenmal Erlaubnis, den Garten des Roten Kreuzes zu verlassen und in die Stadt zu gehen.

Sie durchschlenderten die Straßen. Ihren geschwächten Körpern fiel es nicht leicht, sich im Getriebe zu behaupten. Alles nahm Richtung auf sie; wie der Ansturm zehnfach überlegener Feinde war dies Herankommen und Vorbeigehen von Menschen.

Die beiden feldgrauen Uniformen fielen sehr auf. Sie waren unter den ersten Kriegsverwundeten, welche die Stadt zu sehen bekam. Sie trugen Spuren von Lager und Schützengraben an sich, sie brachten Fremdes mit — von weit draußen herein in die Stadt: Geschützdonner, Gewehrfeuer, Geschrei, Blut, stöhnendes Liegenbleiben, verbissenes Sichaufraffen.

Andreas fühlte sich bedrängt, ihm war unbehaglich. Er verankerte die Augen in die Ferne der Straßenzeile, ließ die Blicke der Vielen an sich abgleiten. Sein unförmiger Oberkörper — er trug über die rechte Schulter lose den Rock gelegt und den verbundenen Arm hineingehüllt ohne Ärmel — sein klumpig geformter Oberkörper vermied Berüh-

(RECAP)

3442
.87
351

543356

rungen, ging vorgeneigt und eng an der Seite Karls.

Karl gab sich Haltung. Er begegnete vertraulich dem vielfachen Gesicht der Stadt. In einem stetigen kleinen Lächeln lag Genugtuung darüber, daß sein Eisernes Kreuz im Knopfloch des Waffenrockes wirkte wie der Zeitungsanschlag an der Straßenecke da drüben, über den alle Augen herfielen. Er fing Blicke auf, die erschrocken waren über so viel Kühnheit, sichtbar nun für jedermann als schwarzweißer Stern auf der Brust dieses Tapferen. Sichtbar gemacht in alle Ewigkeit.

Karl schlug vor, auf den Bahnhof zu gehen. Es war bekannt, daß oftmals gegen Abend Züge mit Verwundeten ankamen. Man sollte doch einmal sehen, wen sie heute daherbrachten. Vielleicht fand sich einer von jenen darunter, mit denen man da draußen zusammengewesen war.

Die große Einfahrtshalle war erfüllt von Neugierigen. Andreas ging halb hinter Karl; die ungeheure Bogenspannung des Gewölbes, durchbraut von Dampf und Rauch, machte ihn schwindlig. Mit letzten Achsendrehungen schoben Lokomotiven dumpf donnernd ihre gelben Blinzelaugen näher heran an wartende Menschen. Die milchigen Kugeln der elektrischen Lampen schwammen durch den Qualm;

Andreas glaubte: auf ihn zu. Der Eisenleib der Maschinen, naß und tropfend vom rasenden Lauf, stieß weißzischende Strahlen gegen Andreas. Er griff mit der gesunden Linken nach Karl.

„Was ist?“ fragte der. „Wird dir schwach? Du mußt einen Schnaps trinken.“

Andreas schüttelte den Kopf. — „Dort kommt einer,“ sagte er und wies auf einen Militärmantel, der an zwei Stöcken ging. Als er näher kam, mußten sie stramm stehen. Es war ein Offizier, in Begleitung zweier Damen; er machte einen Augenblick halt vor den beiden Soldaten, hob die Hand mitsamt dem Stock an die Mütze und lächelte kameradschaftlich. Karl erlaubte sich zurückzulächeln.

Als er vorbei war, sagte Andreas ganz benommen: „Was der sich für Mühe macht — und kennt uns nicht einmal.“

„Er hat mich wegen meinem Eisernen begrüßt,“ entschied Karl. „Er selbst hat noch keins. Jetzt bin ich gerade so viel wie er.“

„Das bist du nicht,“ wies ihn Andreas zurecht.

„Was? Vielleicht mehr,“ trumpfte Karl auf. „Tapferkeit, gezeigt vor dem Feinde —“

„Du bist nicht mehr als du warst,“ widersprach Andreas. „Du bist der Gemeine Karl Dobler und

bleibſt es. Auch mit dem Eiſernen Kreuz. Und er iſt dein Vorgeſetzter.“

Karl grinſte überlegen. „Wenn man ſelber keines hat,“ ſagte er, „tut man ſo, als wär das nichts. Aber Tapferkeit, gezeigt vor dem Feinde —“

„Laß nur,“ unterbrach ihn Andreas. „Ich bleibe doch bei meiner Anſicht.“

Karl ſchwieg gekränkt. Nach einer Weile ſagte er, um Andreas zu ärgern: „Die eine von den Frauenzimmern, die mit dem Offizier waren — die Rothaarige haſt du wohl gar nicht erkannt, du Stoffel? Die war doch eine Zeitlang im Roten Kreuz und hat bei uns im Saal gepflegt. Aber ſie hat den Kranken immer ſo geile Augen hingedreht, da haben die Ärzte ſie an die Luft geſetzt.“

„Das iſt nicht wahr,“ ſagte Andreas.

Karl kniff die Augen zuſammen. „Was haſt denn du heute?“ fragte er verbiſſen. „Was man auch ſagt, nichts iſt dir recht.“

„Sie iſt von ſelber gegangen, weil ſie die ſchwere Arbeit nicht hat leiſten können.“

„Was die ſchon gearbeitet hat!“ verachtete Karl. „Einmal die Finger rühren und zehnmal das Maul — das war bei ihr ſo Sitte.“

„Weshalb mußt du alle Menſchen ſchlecht machen,“ fragte Andreas traurig. „Sie iſt eine feine Dame;

ſie iſt eine von ganz oben, wohin unſereiner noch gar niemals einen Blick geworfen hat. Woher willſt du ſie denn beurteilen können? Du haſt ja gar keinen Schlüſſel dazu, ſolch einen Menſchen aufzuſperren. — Sie iſt gewiß eine gute Frau. Sie wird gegangen ſein, weil ſie das Elend nicht länger hat mit anſchauen können."

„Sie hat Schweinereien gemacht," berichtete Karl überlegen. „Sie hat dem Trautmann beim Füßewaſchen die Sohlen gekitzelt. Sie hat überhaupt die Toten lebendiggekitzelt und die Lebenden zu Tod. Wie es aufgekommen iſt, hat ſie ſozuſagen einen Fußtritt gekriegt."

„Sie iſt von ſelber gegangen," beharrte Andreas, zitternd vor Schwäche und Ärger. „Sie hat es mir doch erzählt, bevor ſie fort iſt."

„Du mußt es freilich wiſſen," höhnte der andere. „Mit dir hat ſie am allermeiſten geratſcht und ſchöngetan. Aber frag ſie auf Ehr und Seligkeit, ob ſie nicht 'nausgeſchmiſſen worden iſt!"

— Da ſtand die, von der die beiden redeten, vor ihnen. Sie war allein zurückgekommen. Sie lächelte und ſagte zu Andreas:

„Ich habe Sie erſt erkannt, als ich an Ihnen vorbei war, Herr Ammann. Daß Sie ſo weit ſchon ſind und

ausgehen dürfen, hätte ich mir nicht träumen lassen. Wie geht es Ihnen?“

„Danke,“ sagte Andreas. „Es geht.“ Er sah in Frauenaugen, die er beklemmend schön fand, — die kühl an ihm tasteten. Er hatte den lähmenden Eindruck, unter ihrem zugreifenden Blick nicht von der Stelle zu können.

„Gut geht's,“ mischte Karl sich ein. „Uns zwei flickt man schon wieder zusammen.“

„Sie sind auch im Roten Kreuz?“ fragte die Dame.

„Freilich,“ sagte Karl. „Im selben Saal. Fingerschuß. Bett 5.“

„Ich kann mich an Nummern nicht erinnern.“ Mit einer schleichenden Halsbewegung nach Andreas: „Ich merke mir nur Gesichter. — Aber ich muß wieder weiter, Herr Ammann. Allzulange kann ich meinen Vetter nicht warten lassen. Der Offizier ist nämlich mein Vetter, verwundet bei Mülhausen. Wo sind Sie doch gleich verwundet worden?“

„Bei Schirmeck,“ sagte Andreas.

„Richtig,“ lächelte sie. „Und Sie haben nicht das Eiserne Kreuz? — Ihr Kamerad hat es!“

Karl trat einen Schritt vor: „Aufklärungsritt! Ausgerückt mit zehn heilen Fingern, sieben Mann hoch, morgens zwei Uhr. Heimgekehrt nur mit acht

Fingern und nur noch zu dritt. Aber elf gefangene Franzoſen zwiſchen uns!“

Die rothaarige Dame nickte. „Sie lieben die Zahlen. Aber Sie wiſſen ſo etwas gut und kurz zu erzählen. Hoffentlich heilt der Finger. Werden Sie wieder ganz geſund, Herr Ammann. Leben Sie wohl, alles Gute auf Ihren Lebensweg!“

Und ſie ging.

Karl feixte hinter ihr her: „‚Ich kann mich an Nummern nicht erinnern.‘ — Freilich nicht! wo ſie doch nur auf die Geſichter ſchaut. — ‚Hoffentlich heilt der Finger.‘ Welcher denn? Die zwei, die mir weggeſchoſſen ſind, brauchen nicht erſt lang zu heilen. Dummes Gefaſel. — Warum haſt du ſie denn nicht gefragt, ob ſie ’nausgeſchmiſſen worden iſt?“

„Laß doch die Scherze,“ ſagte Andreas müde. Ihm war, als hätten die ſchlürfenden Augen von dem wenigen ſeiner Kraft ihm etwas entlockt.

Die eingelaufenen Züge boten nicht viel: Kaum ein paar mit weißen Binden, zwei Umhüllte auf Tragbahren. . . . Die Leute fanden ihre Schauluſt ſchlecht befriedigt, und ſie hielten ſich an die beiden verbundenen Soldaten, die unter ihnen ſtanden. Zwei traten entſchloſſen auf Karl und Andreas zu — und gleich waren beide umringt. Man ſchob ſich zwiſchen ſie, jeder wurde Mittelpunkt einer kleinen

Schar; man trennte sie, denn je einer genügte für die Wißbegierde eines Kreises.

Andreas sah sich einem Riesen mit roten Backen und großem Schlapphut gegenüber. „Bei Lagarde verwundet," urteilte der. „Alle die zu uns kommen, sind bei Lagarde verwundet."

Die Umstehenden nickten.

„Am Arm verwundet. Am rechten Arm, wie?"

„Sie sehen es," antwortete Andreas.

„Aber vorher —" und der Riese lachte über das ganze glühende Gesicht. „Aber vorher haben Sie's ihnen gezeigt, den Franzmännern, he? — So, wie unsere Infanterie, schießt keine; zielen und treffen, da gibt es nichts!"

Und er legte den schlecht gerollten Regenschirm an die Wange, zielte und schoß auf Bogenlampen. Sein Hut hing im Nacken — er setzte ab und zielte von neuem. „Schuß auf Schuß!" lachte er dröhnend. „Bei welchem Infanterieregiment waren Sie denn?"

„Maschinengewehrkompagnie," sagte Andreas.

Der glühende Riese war beleidigt. „Also nicht bei der Infanterie," sagte er enttäuscht. „Nur bei den Maschinengewehren? Da haben Sie ja gar nicht gezielt." — Er wandte sich belehrend an die Menge: „Die Maschinengewehre werden gekurbelt wie die Leierkästen. Anno 70 gab es das nicht. Und zu meiner

Dienſtzeit gab es das auch noch nicht. Faſt möchte man urteilen: eine unfeine Waffe. Der Menſch ſinkt ganz zur Maſchine herab — wie ich es ſage: ſinkt ſelbſt zur Maſchine herab. — Alſo das Zielen mit dem Gewehr haben Sie gar nicht gelernt," mißbilligte der Rotwangige.

Andreas zuckte die Achſeln.

Ermutigt durch den Rieſen ſtieß ein anderer vor. „Aber nicht wahr," ſagte der, „einmal abdrücken und dann das Gewehr wegwerfen — ſo ſind die Franzoſen." Er verſicherte ſich und den anderen: „Zuerſt heben ſie die Hände bittend hoch, dann — wenn wir freundſchaftlich herankommen, ſchießen ſie ſchnell und dann werfen ſie alles hin und laufen davon."

„— und laufen davon," beſtätigten einige.

„Nicht wahr, ſo iſt es?" — und er tippte Andreas auf die Bruſt. „Nicht wahr, Herr Nachbar?"

Andreas nickte zögernd und ſah über all die gegen ihn gedrehten Köpfe hinweg — hinauf in den Qualm, der das Geſtänge der Halle umfloß und ſich quirlend höher hob. Ihm ward ſchwindlig. Er wankte.

Der Rieſe packte ihn am Arm. „Ein wenig ſchwach noch, wie?" begütigte er. „Wo ſitzt denn der Schuß? Im Unterarm? — Die von Lagarde kommen, haben ſämtlich Schüſſe im Unterarm."

„Die Hand ist ab," sagte Andreas.

Alle prallten zurück. Eine Frau seufzte wie unter einem großen körperlichen Schmerz. Der Kreis ward weiter. Andreas stand plötzlich vereinsamt.

Aber ein alter Mann kroch wieder näher. Er winselte, als bäte er um Vergebung. — Der ist doch nicht schuld — an der Geschichte mit meiner Hand, dachte Andreas. Tut gerade, als sei er schuld! — Er strich Andreas über das Kinn, der Alte. Er streichelte fahrig die Schulter. Andreas sah Tränen an schmieriger Brille kleben; er hörte in einem fort Laute — zu verstehen war sie nicht, die verworrene Stimme.

Aber die klare eines Herrn setzte an zu einem Befehl. Zu einem Aufruf, befehlerisch vorgetragen. Er gesellte sich Andreas zu, beehrte ihn mit der unmittelbaren Nähe seines seidengefütterten Mantels. „Leute!" rief er. „Dieser Mann hat eine Hand verloren! Er hat sie für euch verloren und für mich — für uns alle! Ja, für das ganze deutsche Volk! Es gehört sich, daß wir uns erkenntlich zeigen. Eine Kleinigkeit wird wohl jeder für den Braven übrig haben."

Und er fischte Geld aus der Westentasche.

„Das braucht es nicht," murmelte Andreas. Ihm ward heiß von dem aufschießenden Blut, das sein Gesicht rötete.

„Braucht es wohl!“ überſtimmte ihn der Herr. „Sie haben es verdient, Sie dürfen ruhig etwas nehmen. — Alſo bitte!“ — und er hielt den Umſtehenden die Hand hin, in der ſchon ein Fünfzigpfennigſtück lag.

„Keine feine Waffe —“ ſagte der Rieſe noch einmal und holte 5 Pfennige aus ſeiner großen fettigen Börſe.

Andreas ſah leiſe zögernde Griffe in Hoſentaſchen und Geldbeutel, ein Graben von Fingern, ein Suchen und Abwägen . . . rings um ihn ein Bohren und Schürfen nach kleineren Münzen . . . Er ſuchte ein Loch, dieſem übergeſchäftigen Kreiſe zu entwiſchen, — er fand keines.

Der vornehme Herr ſchickte ſich an, ihm das Ergebnis der Sammlung zu überreichen. „Wir wollen nur hoffen, daß Sie die Hand nicht umſonſt verloren haben,“ drohte er.

Jemand ſchüttelte Schwurfinger in die Luft. „Auch ihre Zeit wird kommen und die Vergeltung! Es gibt eine Gerechtigkeit dort oben!“ ſchrie eine Stimme. Und Geſichter kehrten ſich aufwärts, in den brauenden Qualm der Wölbung, als ſuchten ſie dort oben Gott.

Andreas mußte den geſunden Arm hinſtrecken. Aus hohler Hand klingelte Geld in hohle Hand. Zehn

Pfennige fielen daneben; Andreas mußte ſich bükken, das Blut rollte ihm ſchmerzhaft in den wunden Arm. Er mußte allein ſuchen, niemand wollte mehr nach dem Gelde greifen, das ſchon verſchenkt war.

Andreas ſagte danke — ein paarmal gegen den Boden hin, während er ſuchte. Niemand hörte es.

Er ſah auf. Die Reihen hatten ſich gelichtet. Karl war in ſeiner Nähe; auch er hatte wieder freie Bahn.

Andreas kam auf ihn zu. „Wir wollen weiter, Karl," ſagte er.

Karl ging in gehobener Stimmung neben dem Freunde, er war erregt und er lachte; er hatte viel geredet und beſchrieben, hatte einer abenteuergierigen Menge Kriegsbilder mit den Fingern in die Luft gemalt — und auch er hatte ſchließlich Geld bekommen.

Auf dem Bahnhofsplatz ſchlug er Andreas auf die Schulter: „Ganz anſtändig haben ſie bezahlt für meine Arbeit." Er klimperte mit den Münzen in der Hoſentaſche; er hatte die Summe ſchon gezählt. „Vier Mark ſechzig alles in allem," ſagte er. „Aber das Maul habe ich mir faſt wund geſchwätzt. Gut, daß ich's gewohnt bin von früher her. Ich ſag dir, ich hab was gelernt als Ausrufer. Ich weiß, was die Leute hören wollen und wie man's ihnen ſagen muß. Es iſt einerlei, ob du ſie zum Beſuch der Bude

mit dem Löwenmenschen einladen mußt, oder ob du ihnen vom Krieg erzählst: immer mußt du das versprechen und fest versichern, worauf sie aus sind. Du kannst ihnen vom Gesicht ablesen, was sie hören wollen. Und das eben, mein Lieber, mußt du ihnen sagen. — Dir haben sie auch was gegeben, ich hab's gesehen von weitem. Legen wir zusammen, dann langt es für einen lustigen Abend. Wieviel hast denn du?"

„Ich weiß nicht," sagte Andreas.

„Zähl's doch," drängte Karl.

Andreas blieb stehen. „Ja," sagte er, „ich will sehen, wieviel ihnen meine Hand wert gewesen ist." Und er kramte das Geld hervor, hielt es in das Laternenlicht einer Droschke; Karl zählte es durch; jeder hatte nur fünf Finger zur Verfügung.

„Auch Pfennige!" spottete Karl während der Arbeit. „Mein Lieber — mir wenn einer so was angeboten hätte — wie's dem in die Fresse geflogen wär! — ‚Mein Herr, zum Eisen paßt kein Kupfer,' hätt ich gesagt. Einem mit dem Eisernen Kreuz gibt man kein Kupfer! Fahr ab, schäbiger Bruder!" — —

„Fertig?" fragte er, als der andere keine Münzen mehr hervorzog.

„Ja," sagte Andreas unsicher.

„Heiliger Strohsack!" entrüstete sich Karl. „Weißt,

wieviel es ist? — Eine Mark neunzig! Ausverkaufspreis bei Tietz! Da hast deinen Reichtum.“ Und er gab ihm das Geld zurück.

„Eine Mark neunzig,“ wiederholte Andreas langsam. „Eine Mark neunzig ist ihnen die Hand also wert gewesen.“ Aber plötzlich schrie er: „Ihr Schweine, ihr Lumpen! Was wißt denn ihr, wie's einem ist, der die eine Hand nicht mehr hat!“ und er hob die andere und warf das Geld auf die Straße.

Der Kutscher auf seinem Bock erwachte von dem Lärm. „Fahren die Herrschaften?“ fragte er schlaftrunken.

Karl packte Andreas am Arm. „Du bist verrückt!“ zürnte er. „Den Hintern soll man dir versohlen! Wenn's auch wenig war — hast du's so dick in den Taschen, daß du dein Geld aufs Pflaster werfen mußt?“

Andreas besann sich, er fuhr mit der Hand über die Stirn, er nickte beschämt zu Karls Worten.

„Heb's nur wieder auf!“ befahl der.

Andreas machte sich an die Arbeit. Der Kutscher kam vom Bock geklettert und half ihm.

Karl stand dabei, die Hand in der Hosentasche, und sah zu. „Verrückter Trottel,“ brummte er.

Der Kutscher lieferte zwanzig Pfennige ab. Andreas dankte und gab ihm zehn zurück.

Dann ging er ſchnell. Karl kam nach. „Wieviel iſt's jetzt?“ fragte er. „Mehr wird's kaum geworden ſein.“

„Achtzig Pfennige,“ ſagte Andreas dumpf.

„Nur zehn hat dir der Kutſcher abgeliefert? Der hat dich gut beſchiſſen, mein Lieber!“ lachte er voll Genugtuung. „Wenigſtens eine Mark habe ich ihn aufheben ſehen. Das geſchieht dir ſchon recht.“

Andreas erwiderte nichts.

„Mußt es ſchon verſchmerzen! Gehn wir auf ein Glas in den Schützen,“ ermunterte Karl. „Ich hab mir das Maul franſig geredet vorhin — und den Hals trocken. Aber es hat ſich gelohnt.“

Nahe beim Bahnhof — im Schützen, als ſie eintraten, ward ihnen ehrerbietig von allen Tiſchen entgegengeblickt. Das Eiſerne Kreuz durchſchnitt den ſchweren Tabakrauch und ſchuf im übervollen Raume Platz für ſeinen Beſitzer und den neben ihm.

Sie landeten an einem Tiſch mit Eiſenbahnleuten, Telegraphenarbeitern, einem Hauſierer, zwei Händlerinnen.

Das Geſpräch verſtummte, die Beamten griffen an die Mütze, alle ſpähten angeſtrengt in die Geſichter der Ankömmlinge.

Karl beachtete ſie gar nicht, er ſah gehobenen Kinnes über die vielen Köpfe weg, zog ein Bürſtchen und behandelte den blonden Schnurrbart.

Man saß gehemmten Atems.

„Auch wieder da?“ fragte endlich mit Überwindung, aber haltlos vor Neugierde der eine der Arbeiter.

Karl ließ die Bürste sinken und sah den Frager staunend an. „Nicht daß ich wüßte, die Bekanntschaft gemacht zu haben,“ sagte er eisig. „Oder du vielleicht, Andreas?“

Andreas zuckte benommen die Achsel.

Der Arbeiter wand sich in Verlegenheit. „Nur so — Herr Soldat,“ gestand er. „Nur so — ganz allgemein — hab's ich gemeint.“

Der Tisch lachte verhalten dazu.

„Nur so hat er's gemeint,“ wiederholte Karl ironisch und sah in die Runde, die nun mit lautem Wiehern ihm huldigte. Aber sie fühlte — und war dem Verspotteten heimlich dankbar dafür —, daß der Bann gebrochen war.

Karl ließ sich auch wirklich herbei, gleich zu erzählen. Er kam schnell in das richtige Fahrwasser. Zwischenfall und Verzögerung gab es nur, als er zum erstenmal die Franzosen nannte; denn einer der Männer ersuchte ihn daraufhin, ob er nicht lieber von den Russen erzählen wolle. Von den Franzosen wisse er mehr als genug; sein Vater selig habe den ganzen Tag nichts anderes getan, als von 1870 und

den Franzoſen geredet. Aber die Ruſſen möchte er näher kennen lernen — und ob ſie am ganzen Körper behaart ſeien, wie ſeine Großmutter behauptet habe.

Man wies ihn grob zurecht, und Karl konnte fortfahren. „Unſer ſechs waren bei dem Erkundungsritt," rief er. „Der Herr Leutnant, ein Unteroffizier und vier Mann. Stockfinſter war es. Wo ſind die Stellungen des Feindes, hat es geheißen. Ja, iſt ein Feind überhaupt in der Nähe, hat es geheißen. — Iſt ſchon hell geworden, da ſehen wir die Franzoſen, Vorpoſten ſind es geweſen. Abgeſeſſen und vorſichtig näher — aber im gleichen Augenblick wiehert dem Herrn Leutnant ſein Gaul, der ſchwarze Teufel. Verraten waren wir, alſo den Karabiner an die Backe und Feuer! Die Franzoſen feuern auch — den Herrn Leutnant reißt es — und den und den! Zu zweit ſind wir übrig geweſen ſchließlich. Der Herr Leutnant gefallen! Der Unteroffizier Mahler erſchoſſen. Der Gefreite Renn erſchoſſen. Der Stöger erſchoſſen."

Die Leute ſchüttelten die Köpfe. „Der Gefreite Renn erſchoſſen," wiederholte eine Frau, als ſei das unbegreiflich.

„Jawohl," bekräftigte Karl. „Und mir die Finger weggeſchoſſen! Meine Herren, das kitzelt, ſag ich

euch, wenn ſo ein Spitzel nach dem anderen davonfliegt.“

„Und dann?“ fragte einer mit erſchrockenen Augen.

Karl warf ſich in die Bruſt. „Und dann? — Heimgeritten ſind wir, mein Kamerad und ich. Und ſechs Franzoſen haben wir für die Unſeren mitgenommen. Und Meldung haben wir erſtattet, und alles iſt gut geweſen.“ Karl trank ſein Glas aus — „ſo haben wir unſer Sach gemacht“ — und er ſtieß es leer auf den Tiſch. Er bekam ſogleich ein neues gebracht.

„Sechs lebendige Franzoſen,“ ſagte die Händlerin bewundernd.

„Die anderen waren tot, ſonſt hätten wir mehr mitgebracht, mein Kamerad und ich,“ warf Karl hin.

„Zum Zeichen, daß ich dein gedacht, hab ich dir dieſes mitgebracht,“ ſcherzte der Arbeiter, der Karl zuerſt angeſprochen und ſich inzwiſchen erholt hatte. Er fand Billigung — man lachte — und er fühlte ſich wieder aufgenommen in den Kreis.

„Der andere,“ ſagte jemand, „— ich meine Ihren Kameraden von damals — iſt das der geweſen, der da neben Ihnen ſitzt?“ und er deutete auf Andreas.

Karl ſtockte und zwinkerte Andreas zu und ſagte dann ſehr laut: „Freilich!“ und ſchlug dem Kameraden auf die Schulter des geſunden Armes.

„Ich —?“ zweifelte Andreas und richtete ſich auf, „aber ich bin doch —“

„Still!“ herrſchte Karl ihn heimlich an.

Aber der Hauſierer zeigte ſich mißtrauiſch. „Der neben Ihnen?“ ſagte er zu Karl, „Der iſt doch von der Infanterie.“

Karl ſtieg das Blut ins Geſicht. Er trank und ſagte dann verächtlich: „So? von der Infanterie. Und wo ſind denn Sie her? Von Trippstrill! — Was wiſſen denn Sie von den Felduniformen! Früher, da haben Sie ſich vielleicht zur Not ausgekannt. Aber jetzt wiſſen Sie —, gar nichts wiſſen Sie jetzt!“

Der Hauſierer widerſprach vorſichtig und beſtimmt: „Einen Kavallerierock kann ich ſchon noch unterſcheiden von einem Rock von der Infanterie.“

„Schauens die Mützen an!“ befahl Karl hitzig. „Sieht vielleicht nicht eine aus wie die andere? Auf die Mützen kommt es an.“

Der Hauſierer ſchüttelte den Kopf.

„Ja, was fällt Ihnen denn überhaupt ein!“ ſchrie Karl. „Wenn Sie ſich ſo genau auskennen, warum ſtehen denn Sie nicht im Feld? Da herin hocken kann jeder. Aber ſein Blut fürs Vaterland hingeben, und Tapferkeit, gezeigt vor dem Feinde — darauf kommt es an.“

„Ich bin ausgemuſtert,“ ſagte der Hauſierer.

Karl grinſte. „Das kennen wir ſchon! Haſt recht viel ſtarken Kaffee getrunken vor der Muſterung — damit das Herz wackelt wie ein alter Kommodkaſten? — Geh, zieh deine Stiefel aus, am End fehlt ein Zeh, den du dir aus Verſehen abgehackt haſt.“ Mit einem Blick in die Runde: „Militäruntauglich kann ſich einer leicht ſelber machen, wenn er will!“

Die Runde ſchwieg bedrückt, aber der Hauſierer ſchnellte hoch. „Zum Schuft willſt du mich machen, vor allen, was!“ ſchrie er. Und er hob die Hand zum Schlag über den Tiſch. Andreas ſprang auf — Karl duckte ſich — und Andreas bekam den Hieb.

Viele griffen nach dem Hauſierer, der ſich ſchnell zurechtfand und gleich wieder ruhig wurde.

„Zahlen!“ ſchrie Karl. „Hier hab ich nichts mehr zu ſuchen — in dieſer feinen Geſellſchaft.“

Der Arbeiter, der Karl zuerſt angeſprochen hatte und wieder ſehr verlegen war, wollte ſich entſchuldigen — auch im Namen des Hauſierers und im Namen aller.

„Was geht mich Ihr Geſchwätz an?“ ſchimpfte Karl. „Aus iſt's zwiſchen uns!“

Und er ging — Andreas war hinter ihm — durch das Lokal, das ganz ſtill geworden war und mit unentſchloſſenen Augen den beiden nachblickte.

Sie gingen auf der Straße ſchweigend nebenein-

ander — bis Karl herausplatzte: „Das wär dir also gleich gewesen, mich vor der ganzen Bande als Lügner hinzustellen. Ein schöner Kamerad bist du!“

Andreas schwieg.

„Man unterhält die Leute,“ fuhr Karl fort, „man hockt nicht da wie ein blöder Stockfisch, man macht seinen Spaß, und einer kommt daher und will den ganzen Spaß verderben. Das sind mir schon die rechten — die keinen Spaß verstehen! — Warum hast jetzt du das sagen wollen, he?“

Weil Andreas immer noch nicht antwortete, sah Karl ihm ins Gesicht — und er sah die Blässe schmerzverkniffener Lippen und verschleierte Augen.

Er blieb stehen. „Was ist denn los?“ fragte er verändert.

„Der Arm tut weh,“ sagte Andreas leise.

„Warum nicht gar! Woher denn auf einmal?“ meinte Karl ungläubig.

„Von dem Schlag,“ sagte Andreas. „Es muß etwas gesprungen sein oder geplatzt am Verband.“

„Von dem Schlag?“ verwunderte sich Karl. „Dich hat jemand geschlagen? — Geh, hör auf!“

„Der Hausierer. Aber ohne daß er es gewollt hätte,“ gestand Andreas zögernd.

Karl war maßlos erstaunt. „Der Hausierer, dieses Mistvieh, hat dich geschlagen? Und das habe ich nicht

geſehen? Und das ſagſt du jetzt erſt?“ Er machte halt, er nahm Andreas beim Arm. „Sofort kehren wir um!“ ſchrie er. „Dem Hund werde ich's beſorgen, dem miſerablen!“

Andreas ſträubte ſich. „Laß doch,“ ſagte er. „Mir geht es auch ſchon beſſer.“

Karl, bei dem das Bier in friſcher Luft zu wirken begann, ſchrie weiter: „Geſchlagen hat dich der Lump? Kamerad, das laſſen wir uns nicht gefallen! Vorwärts! Ein Vaterlandsverteidiger läßt ſich ſo etwas nicht gefallen.“

Andreas wich nicht von der Stelle. „Nein,“ beharrte er. „Du mußt ſchon allein gehen, ich geh nicht.“

Karl begann ſich zu beruhigen. „Hätt ich's nur geſehen, wie er dich geſchlagen hat — niedergeſtochen hätte ich ihn!“

„Du haſt ja gar kein Meſſer bei dir,“ ſagte Andreas langſam.

Karl ſah wild umher. „Wenn auch —,“ grollte er, „es hätte ſich ſchon eins gefunden“ — und er ſchwieg dann.

Sie nahmen ihren Weg wieder auf. Karl fluchte leiſe und verbiſſen und ſpuckte um ſich. „Aber das —“ begann er nach einer Weile, „aber das, Andreas, das

war nicht recht von dir, daß du mich haſt zum Lügner machen wollen."

„Ich hab dich doch nicht zum Lügner machen wollen," wehrte ſich Andreas.

„Was denn ſonſt?" ſagte Karl. „Wenn ich erzähl, du biſt dabei geweſen, und du fährſt dazwiſchen und ſagſt es anders!"

„Es iſt doch nicht wahr geweſen, was du geſagt haſt," meinte Andreas.

„Nicht wahr geweſen, nicht wahr geweſen," äffte Karl. „Meinſt, man darf den Trotteln nicht alles ſo erzählen, wie's einen freut? Und wie ſie's hören wollen? Wer hat denn zuerſt geſagt, daß du dabei geweſen biſt? Nicht ich, ſondern der Scheeläugige dir gegenüber."

„Geſagt hat er nichts — gefragt hat er," berichtigte Andreas.

„Geſagt hat er's!" ſchrie Karl. „Und wenn du's Maul gehalten hätteſt, dann hätt der Hauſierer, der Saukerl, nichts gemerkt. Und dann hätten die Leut uns das Bier bezahlt und ein Eſſen noch obendrein."

„Richtig," beeilte ſich Andreas. „Du haſt für mich ausgelegt. Was bin ich dir ſchuldig?"

Karl wurde wieder ſanfter. „So war's nicht gemeint," ſagte er. „Ich hab dich eingeladen und ich will kein Geld von dir." Und von neuem ärgerlich:

„Behalt ſie nur im Sack, die lumpigen achtzig Pfennige. Wer weiß, wann du wieder was kriegſt. Du biſt ja zu blöd, als daß du die Leut etwas zahlen läßt.“

Andreas entgegnete nichts — und Karl milderte ſich abermals. „Iſt auch wahr, was du ſchon für ein Stoffel biſt,“ ſchalt er freundlich. „Aber doch ein guter Kerl! Das mit dem Schlag von dem Hauſierer — dem Schweinigel — das werd ich dir nicht vergeſſen. Kamerad, niemals! Der Schlag war auf mich gemünzt, von dem Hund, dem verdächtigen! Man ſollt ihn doch nicht ſo laufen laſſen, was?“ —

„So biſt du mir lieber, Karl,“ ſagte Andreas ſtockend und leiſe. „So — lieber, als wenn du immer an mir zu nörgeln haſt.“

„Kamerad, wir verſtehen uns ſchon,“ begütigte Karl. „Wir zwei ſchon,“ und er klopfte dem anderen auf den Rücken.

Andreas lächelte ein wenig und war zufrieden. „Die Schmerzen ſind vergangen, Karl,“ ſagte er glücklich. Auch er verſpürte das ungewohnte Bier.

„No alſo,“ meinte Karl. „Da wird es nicht weit her ſein mit dem Schaden. War ja auch nur ein leichter Schlag. Woher ſoll denn der Krüppel, der traurige, feſt zuhauen können!“

Andreas hörte nicht hin. Er blieb plötzlich ſtehen.

Er wandte ſein lächelndes Geſicht nach oben — hinein in den klaren Herbſthimmel. Sie waren ſchon in ſtillen und dunklen Straßen am Rande der Stadt. „Die Sterne — die vielen," ſagte er.

„Was iſt damit?" fragte Karl und gähnte. „Komm weiter!"

„All die Sterne," wiederholte Andreas und blieb, wo er war. „Wenn man bedenkt — die ſind auch über dem Graben geſtanden, in dem ich gelegen bin — und auch über dir, Karl."

„Doch nicht die gleichen," ſagte Karl und ſah die Straße hinunter. „Halt wieder andere. Es gibt ja genug."

Andreas ſah immer nach oben. „Die gleichen, Karl," eiferte er. „Das iſt es ja! Daß ſo etwas — möglich iſt! Ich hab es geleſen."

„Geh weiter! Jetzt biſt du der, der ſchwindeln will," ſcherzte Karl. „Mein Lieber, bei mir mußt du's ſchlauer anfangen!"

„Die Wahrheit, Karl!" verſicherte Andreas. „Und ich mein," ſagte er, indem er weiter ging, „wenn man nur immer die Sterne über ſich fühlt, — da kann einem nichts geſchehen."

„An dir iſt ein Pfaff verloren gegangen," erklärte Karl.

„Im Schützengraben, in den vielen Nächten, da

ſind auch die Sterne immer da oben geweſen — und das iſt das einzige geweſen, was ſchön war, das hat einen ſo ruhig gemacht — ich weiß nicht — da hat einem nichts geſchehen können."

„Und dann haben ſie dir die Hand weggeſchoſſen," ſpottete Karl.

„Das war am Tage," erklärte Andreas mit Nachdruck — er wies hinauf: „Und jetzt ſind ſie wieder da — die gleichen ſind wieder da."

„Mir ſcheint," ſagte Karl, „du haſt vor dem Krieg nicht nur Bücher gebunden, du haſt ſie meiner Seel auch geleſen. Das iſt nichts für unſer einen, das verdirbt den Charakter. Das iſt etwas für die Weiber; die brauchen keinen. — Die Mira lieſt auch den ganzen Tag Romane."

„Die Mira?" fragte Andreas.

„Die weiß noch gar nicht, daß ich wieder da bin," lachte Karl. — „Miranda heißt ſie eigentlich," fügte er ſtolz hinzu.

„Miranda iſt ein ſchöner Name," ſagte Andreas.

„Meine Braut — ſozuſagen," erklärte Karl.

„Ich hab gar nicht gewußt, daß du verſprochen biſt," wunderte ſich Andreas.

„Halt ſo —" ſagte der andere wegwerfend. „Morgen werde ich einmal nach ihr ſchauen. Wenn du mitkommen willſt —"

„Miranda iſt ein ſehr ſchöner Name," wiederholte Andreas, „den habe ich noch nie gehört."

„Weiß der Henker, wo ſie ihn her hat! — Alſo du gehſt mit morgen, Bruder!" drängte Karl und ſtieß die Gartenpforte auf zum Roten Kreuz.

Andreas ſah in den Himmel. „Vielleicht," ſagte er. Und dann: „Du biſt nicht mehr bös auf mich — wegen der Geſchichte mit dem Hauſierer?"

„Sonſt würde ich dich nicht zu meiner Braut einladen," verſicherte Karl gütig.

„Dann komme ich morgen — zu dem Fräulein Miranda," verſprach Andreas ganz zufrieden.

Die Dirne

Andreas ſchlief nicht. Der Arm ſchmerzte mehr als ſonſt. Einmal ſagte er laut: „Eine Mark neunzig“ — ſo laut, daß ſein Bettnachbar aus dem Schlaf auffuhr und „zu Befehl“ lallte. Aber er ſchlief gleich wieder weiter. Er lag auf dem Bauch und ſchlief. Er hatte einen Schuß durch beide Geſäßbacken. Die Kugel hatte Hohlräume geriſſen, ſo groß wie Mauslöcher. Seit fünf Wochen mußte er auf dem Bauche liegen.

Andreas verweilte mit offenen Augen im Finſtern. Es zuckte und riß in ſeinem Armſtumpf. Um ihn her war das Atmen vieler Menſchen; ein Atmen, das manchmal in Ächzen überging. Aber es verlor ſich wieder. Manchmal auch ein Wühlen in Decken, ein Knarren des Bettes und ein erſticktes Wimmern: — wenn einer unbewußt den Körper anders zu legen verſuchte, und die Wunde das nicht zuließ, — ihn zurückbannte in die immer gleiche, kaum noch zu ertragende Haltung. Der Körper ruhte nicht wirklich aus, weil er ſich nicht gehen laſſen durfte; ſtets war er eingezwängt zwiſchen Schmerz und Schmerz. Das war kein Schlafen. Rührte man ſich, ſo ſtieß man an feurige Wände, an Stacheln, an ätzendes Gift . .

Als es hell wurde, ſo gegen ſechs Uhr — konnte Andreas die Betten unterſcheiden. In allen lebte Qualvolles, erſtarrt zur grauenhaften, ſtumpfſinnigen, lächerlichen Poſe. Karl — zwei Betten weit von ihm fort — lag auf der Seite und ließ die verletzte Hand weit über den Rand hängen — zu Boden, weitweg, als wollte er ſie unter das Bett ſchieben, ſich ihrer entledigen. Aber im Winkel ganz hinten lag einer — er hatte Schüſſe durch beide Hände — der reckte die weißumwickelten Klumpen in die Höhe — wie der indiſche Bettler, dachte Andreas, oder was er vorgeſtellt hat in dem einen Buch — ſteil in die Höhe, wie ein indiſcher Büßer, der auf den Rücken gefallen iſt — oder wie einer, der die Fäuſte ballt und ſie gegen den Himmel ſchütteln will in ohnmächtigem Grimm über ſein Elend. Er hatte eine zu kurze Oberlippe und den Mund offen, aus dem lange Zähne ſchimmerten, ſteil nebeneinander gebaut wie die eines Nagetieres. — Wie die Zähne eines Haſen oder einer Maus, mußte Andreas denken.

— Gegen Mittag wurde Andreas friſch verbunden. Der Arzt ſchüttelte den Kopf: „Haben Sie ſich geſtoßen oder ſind Sie gefallen? Iſt der Arm empfindlicher als gewöhnlich?“

„Zu Befehl, nein,“ ſagte Andreas.

„Sie haben gestern zum erstenmal ausgehen dürfen," fuhr der Arzt fort. „Nicht soviel trinken, Gefreiter Kastan!"

„Zu Befehl," sagte Andreas. —

— Am Nachmittag rüsteten er und Karl sich zu dem geplanten Besuch. Karl musterte im Vorgarten des Roten Kreuzes noch einmal seinen Scheitel mit Hilfe eines kleinen Taschenspiegels und traf letzte Anordnungen mit der Bartbürste. Dann sah er sich um und brach eine der späten Rosen, die noch auf den Beeten standen.

„Wenn du gesehen wirst —!" warnte Andreas. „Ausdrücklich ist es verboten worden, die Blumen abzureißen."

„Ich werd nicht gesehen, dafür sorg ich schon," beruhigte ihn Karl. „Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste."

„Schad ist es auch; sie ist doch gleich hin," meinte Andreas. „Im Beet, da steht sie doch schöner."

„Die Hauptsach ist, daß ich schön bin," scherzte Karl und steckte die Rose ins Knopfloch neben das Ordensband.

Dann bestiegen sie die elektrische Bahn. Nach Karls Angabe wohnte seine Braut mitten in der Stadt — in der Altstadt.

Im Wagen kam Andreas neben einen von der

Infanterie zu ſitzen, der den Fuß im Filzſchuh trug.

Gerade entnahm eine Dame eifrig ihrem Täſchchen etwas, das durch Gaben anderer noch vermehrt wurde, und reichte das Ganze dem mit dem Filzſchuh, der es dankend einſchob. „Iſt es ſchlimm mit dem böſen Schuß in das arme Bein?“ fragte die Dame bekümmert.

„Ich hab keinen Schuß,“ entgegnete zufrieden der Mann. „Ich bin in der Kaſerne die Treppe hinuntergefallen.“

Karl feixte und ſagte laut: „Ein Unfall im friedlichen Betrieb! Aber ein Geld kann jeder brauchen.“

Alle lachten. Nur die Dame war blutrot und verließ an der nächſten Halteſtelle den Wagen.

Karl und Andreas ſtiegen am Marktplatz aus. Sie gingen langſam zwiſchen den Reihen der Obſthändlerinnen hin, die dort ihre Stände hatten.

Sie wurden viel gegrüßt, Karl beſonders; eine dicke Frau hielt ihn an. „Wollens einen ſchönen Apfel?“ ſagte ſie. „Für unſere tapferen Soldaten habe ich immer was zum Verſchenken.“ Und ſie gab auch Andreas einen. Andreas dankte und biß gleich hinein. Aber Karl drehte den ſeinen hin und her „Iſt das ein Apfel für einen, der's Eiſerne Kreuz hat?“ fragte er. „Da — zerſtoßen und braun auf allen Seiten. So einen Apfel, den ſchenken Sie gern her, weil

Sie ihn doch nicht mehr verkaufen können. Den behalten Sie nur selber, da muß ich schon verzichten!“ Und er warf ihn in einen Korb mit Zwetschgen.

Die Frau sah beschämt und wütend drein, sie suchte nach Worten — Andreas bemerkte es, er fühlte sich benommen und ging allein weiter.

Er kam, während Karl noch stehen blieb und Leute sich zugesellten, an einen Stand, da gab es Goldfische, weiße Mäuse, Laubfrösche, Schildkröten zu kaufen.

Die weißen Mäuse fesselten Andreas. „Was kosten denn die?“ fragte er.

„Die wilden fünfzig, die dressierten achtzig Pfennige,“ sagte der Mann.

„Die dressierten?“ staunte Andreas. „Was können denn die?“

„Tanzen, Männchen machen, Seillaufen und vor allem nicht davonlaufen. Sie sind zahm und anhänglich,“ beteuerte der Mann.

Andreas bedachte, daß es gerade achtzig Pfennige waren, die er gestern von der Straße aufgelesen hatte — und er wollte sie für eine solche Maus hingeben.

„Auch ein Kästchen dazu?“ fragte der Verkäufer. „Fein gearbeitet. Gutes Holz. Mit Glaswand, Holzwolle und Futternapf, eine Mark zwanzig.“

Andreas dankte.

„Wo wollen Sie ſie denn hintun?“ fragte der Mann.

„Ich ſteck ſie ein,“ ſagte Andreas. „Sie iſt ja zahm. Und läuft nicht davon, wie Sie ſagen.“

„Gewiß,“ meinte der Mann betreten. „Alſo kein Häuschen.“ Und er hob den Deckel ein wenig des großen Kaſtens und fuhr mit ſchwerer Hand in das weiße Gewimmel. Am glatten Glaſe ſuchte eine vergeblich in die Höhe zu gehen, ſie ſah aus, als zöge ſie die roſige Unterlippe vor Anſtrengung ſo herunter. Andreas ſah die blanken lächerlichen Zähnchen. Dieſe griff der Mann.

„Iſt das eine zahme? Woher wiſſen Sie das?“ fragte Andreas.

„Die mit den roſigen Schnauzen ſind die zahmen,“ ſagte der Händler.

Andreas fand, ſie hätten alle roſige Schnauzen, aber er machte keine Einwendungen.

Karl kam hinzu. Er wies zwei große tadelloſe Äpfel vor. „Dem dicken Geizkragen hab's ich beigebracht. Die ſchenkt kein faules Obſt je wieder an unſereinen. Ich hab gar nichts mehr zu machen brauchen, das haben alles die Leute beſorgt, die dazu gekommen ſind. Die haben die alte Schachtel ſo verſchimpft, daß ſie ſich in das Innere ihrer Gemächer

hat zurückziehen müſſen, — ſozuſagen in das Innere ihrer Gemächer. — Was kaufſt denn du da?“

Andreas grub die achtzig Pfennige aus der Hoſentaſche. „Eine von den Mäuſen,“ ſagte er ſehr verlegen.

„Stimmt's bei dir im Kopf nimmer?“ fragte Karl ärgerlich. „Was ſoll denn das?“

Sie gingen weiter. Andreas ſteckte die Maus in die Rocktaſche. „Nur ſo — zum Spaß,“ ſagte er.

„Was willſt denn mit dem blöden Vieh, mit dem widerlichen?“ fragte Karl weiter.

„Ich bin — einſam,“ ſagte Andreas erzwungen und leiſe.

Karl entrüſtete ſich: „Einſam? Tu ich nicht alles für dich? Haſt du nicht mich, ſozuſagen? Wir ſind doch den ganzen Tag beieinander. So ein Rattenvieh, das iſt mir das Wahre! Der neue Herzensfreund des Herrn Andreas Kaſtan! Geh, du biſt verrückt!“ und Karl war beleidigt.

„Ja, ja,“ ſagte Andreas ſchnell, „du haſt ſchon recht. Nimm's nur nicht ſo genau. Weißt, meine rechte Rocktaſche, ſie iſt ſo vereinſamt, ſeit die Hand ab iſt. Da ſoll jetzt einmal die Maus drin wohnen — vorläufig.“

Karl ſchüttelte den Kopf. „Mit dir muß man Geduld haben. Du biſt dir ſchon ein Verdrehter. — Und

im Lazarett — was wird da mit dem Vieh? Mir macht er Vorwürf, wenn ich eine Roſe mitgehen laſſ', aber er trägt Ungeziefer ins Haus! Das iſt gegen die Hygiene, mein Lieber. Meinſt, ich will in einem Zimmer ſchlafen, wo einem die Mäus über die Betten ſpringen? — Laß das Lumpenzeug nur gleich wieder laufen. — Wieviel hat ſie denn gekoſtet?"

„Nicht viel," ſagte Andreas angſtvoll. „Aber im Lazarett — das wird ſich ſchon finden, wo ich ſie da hintu. In eine leere Streichholzſchachtel oder ſonſtwo. Frei herumlaufen tut die überhaupt nicht, die ſpringt nicht über Betten, die iſt zahm und anhänglich, hat der Händler mir feſt verſichert."

„Und gut erzogen," höhnte Karl. „Man ſieht's. Statt in der Taſche zu bleiben, kriecht ſie dir ſchon die Bruſt hinauf. Pfui Teufel!"

Andreas blieb ſtehen und fing ſie mit der Linken. Er war zuerſt ratlos, aber dann ſteckte er ſie in die Hoſentaſche. „Da bleibt ſie gern, da drin iſt's warm," ſagte er. „In der äußeren Taſche war's ihr gewiß zu kalt."

Karl ſchüttelte wieder den Kopf. „Du ſpinnſt eben. Da kann man nichts machen." —

— In der Angergaſſe, vor einem alten Hauſe, blieb Karl ſtehen. „Angelangt," ſagte er.

Die Holztreppe führte gleich von der Straße weg

eng in Dunkelheit. Sie polterten die Stufen hinauf. Karl fand im Finſtern ſchnell den Klingelzug; er kannte ſich gut aus.

Eine Frau öffnete. „Iſt die Betti zu Haus?“ fragte Karl.

„Schon,“ ſagte die Frau mürriſch. „Sind Sie auch wieder da? Iſt der Krieg aus für Sie?“ Da ſie das Eiſerne Kreuz ſah, wurde ſie freundlicher. „Jeſus, einen Orden hat er bekommen, der Herr Karl. Da wird aber die Mira ſchauen.“ Und ſie machte den beiden Männern Platz.

Karl ging durch den muffigen Gang auf eine Tür los. Er klinkte auf — ohne weiteres. Andreas folgte zögernd bis an die Schwelle.

Dicht an der Tür ſtand ein Bett, jemand lag darin und regte ſich. „Wer iſt denn da?“ fragte eine verſchleimte Stimme.

Andreas ſah neben der Schläferin gegen die Wand gelehnt, halb ſitzend im Bett, etwas Seltſames: ein kleines Kind, ein Mädchen mit weiten Puppenaugen, in einem Sommerkleidchen und großem Strohhut.

Karl wandte ſich zurück. „Weiß Gott, die ſchläft noch,“ ſagte er. „Wart ein wenig im Gang, Andreas. Die muß erſt hochgekitzelt werden.“ Damit ſchloß er die Tür.

Andreas blieb, wo er war. Er ſah, geblendet, die Hand nicht vor den Augen. Am liebſten wäre er gegangen; hier ſchien er überflüſſig. Er hörte Karls Stimme und ſein Lachen. Ungläubige, verſchlafene Laute aus Frauenmund, und wieder ein Kichern von Karl.

Da ging eine andere Türe auf und die Frau, die ihnen vorhin geöffnet hatte, ſchlürfte auf den Gang.

„Kommen Sie zu mir in die Küche," ſagte ſie. „Das dauert ſchon noch eine Weil, bis die zwei fertig ſind. — Das kenn ich ſchon," fügte ſie hinzu.

Andreas ging in die Küche. „Setzen Sie ſich,' riet die Frau und bot ihm einen Stuhl an. „Sie ſind ein Freund vom Herrn Karl? Sie waren auch gegen die Franzoſen?"

Andreas bejahte.

„Nämlich —" ſagte die Frau ſtockend, „ich hab einen Sohn, der auch dabei iſt. Gleich am zweiten Tag hat er fortmüſſen und bis heut hab ich nichts gehört von ihm. Jetzt denk ich mir, vielleicht daß Sie ihn geſehen haben irgendwo. Stettner heißt er, Adam Stettner. Er hat auch gegen die Franzoſen müſſen, das hat er noch geſagt am Tag, bevor er fort iſt."

„Nein, Frau," ſagte Andreas und lächelte. „Einen Stettner kenne ich nicht. Sind auch ihrer zu viel.

Und die französische Grenze ist lang. — Mir scheint, Sie stellen sich das anders vor, als es in Wirklichkeit ist."

Die Frau war gekränkt. „Sie treffen sich doch alle wieder vor Paris," erklärte sie. „Hätt ganz leicht sein können, daß Sie auf den Adam gestoßen wären."

Andreas erklärte noch einmal, einen Stettner Adam nicht bemerkt zu haben.

„Was soll ich denn nur machen?" jammerte die Frau. „Monteur ist er gewesen. Ist er jetzt schon tot oder haben sie ihn gefangen? Er hat so schön Mundharmonika spielen können. Den wenn sie erwischt haben — den lassen sie nie mehr los. Eine Nachbarin hat mir gesagt, die Franzosen sind wie die Narren aus auf jeden, der musikalisch ist."

„Warum denn?" fragte Andreas.

„Weil's die Nachbarin gesagt hat," beharrte die Frau und schwieg dann.

Andreas fühlte nach seiner Maus in der Hosentasche und überlegte, ob er sie, nun der Gesprächsstoff ausgegangen war, ein wenig auf den Tisch setzen sollte — zum Zeitvertreib. Aber er glaubte doch, damit vielleicht nur Anstoß zu erregen und fragte lieber: „Das Fräulein Miranda steht aber spät auf. Jetzt ist es vier Uhr. Schläft sie immer so lange?

„Meiſtens," ſagte die Frau. „Beſuch bekommt ſie ſelten am Tag, und wenn ſie einen kriegt, ſo macht's nichts, wenn der ſie im Bett antrifft."

„Das Fräulein iſt wohl bei Nacht beſchäftigt?" meinte Andreas. „In einem Wirtshaus oder ſonſt in einem Nachtbetrieb?"

Die Frau ſtutzte. Dann fing ſie an zu lachen. „Die hat einen Nachtbetrieb — Sie haben's erraten," ſagte ſie. Und ſie lachte in die Tränen, die ſie eben um den Sohn geweint hatte.

Da rief Karls Stimme auf dem Gang: „Wo iſt denn der Andreas? — Du kannſt jetzt hereinkommen, du wirſt jetzt gnädigſt vorgelaſſen."

Andreas ging. Als er ins Zimmer kam — neben dem Bett —, machte er eine kleine Verbeugung.

„Das iſt mein Freund Andreas Kaſtan," ſagte Karl erklärend. „Wir haben uns gefunden in dieſen ſchweren Zeiten. Wir halten feſt und treu zuſammen."

Andreas ſah eine Dame, die ihm zunickte und Zigarettenrauch durch die Naſe blies. Ihr Geſicht war ſehr bleich — weiß beinahe. Das gelbe Haar war ſchnell hochgeſteckt. Sie trug einen Mantel, den ſie mit einer Hand über der Bruſt zuſammenhielt — einen Mantel, wie Andreas noch nie einen geſehen hatte. Er glänzte himmelblau, und in den ſpiegeln-

den Wellen ſchwammen dicke weiße Blumen. — Ihr Hals war nackt; an den Handgelenken klingelten Armbänder.

„Setzen Sie ſich nur," ſagte ſie und wies auf einen Stuhl vor einem Tiſch, auf dem Photographien wenig bekleideter Mädchen ſtanden.

„Einen Kaffee, Betti, könnteſt uns ſchon kochen laſſen, von deiner Hausfrau," verlangte Karl.

„Laß dir nur Zeit," ſagte das Mädchen ſpitz. „Kaum biſt du da, willſt ſchon etwas haben. — Schau, grad geſtern hab ich mich aufnehmen laſſen. Wie gefallen dir die Bilder?" Und ſie brachte Photographien aus dem Nachttiſch.

Karl vertiefte ſich und verglich. Er hatte manches zu bemängeln an der Geſchicklichkeit des Photographen.

Andreas ſah ſich um. Über dem zerwühlten Bett hing die büßende Magdalena, den Totenſchädel im Arm. Darunter ein Wandſchoner mit der geſtickten Inſchrift: ‚Wer nur den lieben Gott läßt walten Und hoffet auf ihn allezeit.' Vor dem Waſchtiſch mit den vielen Fläſchchen war der Boden ganz weiß, wie mit Zucker beſtreut. Andreas wollte das in einen Zuſammenhang bringen mit dem weißen Geſicht des Mädchens, aber er fand keinen. Neben dem Spiegel hingen ein paar Ruten, eine Hundepeitſche, Stricke

wie Handfeſſeln. Am wildeſten aber ging es um den Kleiderſchrank zu. Er war überdeckt und eingeſäumt von großen Pappſchachteln. Andreas überlegte, was ein Menſch darin nur unterbringen mochte.

„Sie ſind auch verwundet?“ fragte ihn plötzlich das Mädchen.

„Zu Befehl,“ ſagte er, überrumpelt.

„Ho du!“ ſpottete Karl, „ſchau die Weiber nur nicht für Feldwebel an.“

„Ich hab nur einen Scherz gemacht,“ log Andreas und ſah ſich weiter um. Er wunderte ſich, wo das Kind, das er vorhin im Bett kurz geſehen hatte, hingekommen war.

„Sie und der Karl, Ihr ſeid am gleichen Arm verbunden. Habt Ihr die gleichen Schüſſe bekommen?“ fragte ſie wieder.

„Mir fehlt die Hand,“ ſagte Andreas mit Überwindung.

„Au weh,“ meinte das Mädchen kalt. „Das iſt kein Spaß. Seine Hände, die braucht ein Mannsbild notwendig, wenn's auch nur wär, um eine zu umarmen.“

„Wenn's auch nur wär, um eine zu prügeln, die Prügel nötig hat. Und Prügel brauchen die Weiber alle,“ warf Karl dazwiſchen.

„Mach dich nicht dick, du,“ lehnte Betti ihn ab.

„Was iſt denn eigentlich mit dir? Du haſt noch gar nicht erzählt, was dir fehlt.“

„Den Ringfinger haben's mir weggeſchoſſen. Heiraten können wir nimmer,“ lachte Karl. „Wo ſollt denn ich einen Ehering tragen? Durch die Naſe vielleicht?“

„Glaub nur nicht,“ ſagte Betti giftig, „daß ich dich überhaupt geheiratet hätt. Was tät denn ich mit dir? Weshalb ſollt ich mir denn ſo einen Nichtstuer aufhalſen?“

Karl ließ ſich nicht beirren. „Weißt, wie ich den Finger verloren hab?“ lachte er. „Ich hab mich hinter meinen Händen verſteckt gehabt — ſiehſt du, ſo!“ und er grinſte durch die geſpreizten Finger — „wie hinter einem Lattenzaun bin ich auf meinem Gaul geſeſſen, und da haben ſie mir die eine Latte herausgebolzt.“

„Sei zufrieden. Deine Schönheit hat nicht gelitten,“ höhnte ſie.

„Mein Beruf auch nicht,“ fügte Karl bei.

„Wovon redſt du?“ fragte Betti und hielt ihm ein roſiges Ohr hin. „Ich verſteh immer: Beruf. Als ob du in deinem Leben je ſchon etwas gearbeitet hätteſt.“

„Red mich nicht ſo ſchwach an, du,“ drohte Karl.

„Ich hab die größten Erfolge gehabt. Gerissen haben sich die Schaustellunternehmer um mich.“

„Ja, es ist wahr,“ bestätigte das Mädchen. „Mit dem Maul bist du immer vorn dran gewesen.“

Karl sank in Erinnerungen: „Wer hat den Löwenmenschen eigentlich gemacht? Ich. Eingeredet hab ich's den Leuten, daß sie so etwas gesehen haben müssen — daß der Kulturmensch des zwanzigsten Jahrhunderts da nicht interesselos vorbeigehen darf. Der Löwenmensch, das war überhaupt das beste Geschäft. Du warst nie recht bei der Sache als Seejungfrau, die Leut haben sich gelangweilt mit dir.“

„Sie waren Seejungfrau?“ staunte Andreas. „Wie kann man denn so etwas vorstellen?“

„Freilich war ich's, zwei Geschäftszeiten lang,“ rief sie, lebhaft zum erstenmal. „Aber was der Karl da schwätzt, ist gelogen. Die besten Etablissements haben mich verpflichten wollen. Ich war zwei Jahre Seejungfrau und eine Saison Dame ohne Unterleib.“

„Jetzt braucht sie ihn notwendig,“ erklärte Karl.

„Halt die Fresse,“ sagte Betti müde.

„Ihr müßt euch lang kennen?“ erkundigte sich Andreas. „Ihr versteht euch gut.“

„Zwei Jahre,“ sagte Karl. „Mit kleinen Unterbrechungen. Manchmal, da will sie nichts wissen von

mir und lauft davon, aber ſie kommt immer wieder. Sie hält's nicht aus ohne mich. Sie wird ſchnell wieder zahm und frißt aus der Hand." — Und Karl hielt ſeine offene Hand hin. „Komm, Bibi," lockte er.

Sie ſchlug ſeinen Arm weg, wortlos.

„Das iſt nicht die rechte Liebe," ſtellte Karl feſt. „Und überhaupt: wir haben noch ein Wörtel zu reden miteinander. Wie ich draußen im Feld geſtanden bin vor dem Feind, haſt du grauſam wenig an mich gedacht. Ein paar Schneuztücher, einen Tabak — das war alles, was du geſchickt haſt. Kein Geld, nicht einen Pfennig. Meine Liebe, das dürft jetzt anders werden! Dafür ſorge ich ſchon!"

Betti duckte ſich. „Bei den ſchlechten Zeiten ſoll man dir auch noch Geld ſchicken," maulte ſie.

„Grad bei den ſchlechten Zeiten," befahl er. „Haſt wieder alles an deine Kleider gehängt, was?" Er wies auf den Wirrwarr am Spiegelſchrank: „Zehn Hutſchachteln! Wieviel neue Hüt ſind denn drin, he?"

„Gar keiner," beteuerte das Mädchen.

„Das werden wir ſehen, nachher," drohte Karl. „Du freu dich, wenn du die Zwanzigmarkſtückeln wieder ſinnlos hinausgeſchmiſſen haſt. — Wie geht denn 's Geſchäft?" fragte er auf einmal ganz ſachlich.

„Wie wird's gehen," gab Betti zurück. „Das kannſt

dir ſelber ausrechnen. Die Jungen ſind im Feld und die Alten halten's Geld feſt in der Taſchen und haben ſoviel miteinander im Wirtshaus vom Krieg zu reden, daß ſie an unſereine gar nimmer denken."

Karl ſtand mürriſch auf. „Wo bleibt der Kaffee?" fragte er und trat ans Fenſter. Da fuhr ihm etwas kläffend gegen die Beine.

„Ein Hundsviech hat ſie auch! Das iſt das neueſte!" rief er aufgebracht. „Du weißt doch, daß ich keine Viecher leiden mag."

„Für dich iſt's ja nicht. Gib acht, tritt nicht auf ihn," ſchrie ſie. „Aufgeweckt haſt ihn! So gut hat er geſchlafen! Du Grobian!"

„Könnt ſein, daß ich ihn bald zur ewigen Ruhe bringe," verhieß Karl.

Sie warf den Kopf in den Nacken. Andreas ſah das feine Spiel erregter Muskeln am bloßen Halſe. „Dann iſt's aus zwiſchen uns!" kreiſchte ſie.

„Da werd ich auch noch ein Wort mitzureden haben, wann's aus iſt zwiſchen uns," herrſchte Karl ſie an. „Wozu brauchſt denn du den Racker? Damit du ſchöner biſt beim Spazierengehen, was?"

Betti wurde ſtiller. „Wenn der Hund da iſt," erklärte ſie, — „es iſt dann nicht ſo leer hier im Zimmer, man hat eine Anſprach."

„Da haben Sie recht, Fräulein," griff Andreas

eifrig ein. „Nicht wahr — Tiere, die helfen einem weg über einſame Stunden. So ſag ich auch. — Aber, Fräulein —“ forſchte er vorſichtig, „Sie können ſich doch nicht allein fühlen — ich hab da geſehen: es war doch ein Kind vorhin hier.“

„Was war da?“ verwunderte ſich Betti.

Immer mußte Andreas an das Mädchen denken, das mit Sommerkleidchen und Strohhut in den Kiſſen neben Betti geſeſſen hatte. „Ein Kind,“ beharrte er, „vorhin im Bett bei Ihnen. Gehört das nicht Ihnen?“

„Ein Kind ſoll die Betti haben?“ rief Karl ganz erſchrocken. „Mein Lieber, du haſt aparte Einfäll! Ich dank ſchön!“

Aber Betti lachte kurz und ging ans Bett und kramte in den Decken. „Da haben Sie das Kind,“ ſagte ſie und hielt Andreas eine große Puppe hin.

„Entſchuldigen Sie nur! Eine Puppe,“ entdeckte er faſt ehrfürchtig. „Wozu denn das?“

„Das hat eine jede,“ warf Karl ein. „Spinnen tun ſie alle. Man muß ihnen die Freud laſſen.“

„Es iſt ſchon ſo was wie mein Kind,“ erklärte Betti und zupfte das Kleidchen zurecht. Über grünſeidenen Strümpfchen zog ſie einen kleinen Unterrock hervor. „Das hab ich ſelber genäht,“ ſagte ſie ſtolz. „Und auch den Hut garniert. — Senta heißt ſie.“ Die Puppe

ſinkend laſſend: „Aber ein Hund iſt doch beſſer — etwas Lebendiges.“

Karl wiederholte, ein wenig beſänftigt: „Ich mag keine Tiere. Ich hab auch nie welche gehabt, Flöh und Wanzen ausgenommen.“

„Und Läus,“ ergänzte Betti frech.

„Läus auch einmal,“ gab Karl zu. „Nämlich von dir.“

„Das iſt gelogen, du Schwein,“ ſchrie das Mädchen. „Ich halt mich ſauber. Mir kann niemand was nachſagen. Der Herr Doktor auf der Polizei hat ſogar geſagt: ‚Die Koch Betti iſt immer wie aus dem Ei geſchält,‘“ und ſie heulte.

Andreas glaubte, Verſicherungen abgeben zu müſſen. „Ich weiß ſchon, Fräulein,“ ſagte er beruhigend, „daß Sie reinlich ſind. So was ſieht man ja auf den erſten Blick. Der Karl hat auch nur einen Spaß gemacht.“

„Der Karl!“ keifte das Mädchen wütend. „Der Lügenbeutel, der elende!“ und ſie knuffte ihn, gegen die kranke Hand.

Karl brüllte und hob den Arm. Der kleine Hund griff kläffend ein zugunſten Bettis, aber er bekam einen Tritt — und das Mädchen eine Ohrfeige.

Der Hund rollte quietſchend in die Ecke, blieb dort liegen. Betti ſtand überwältigt. Andreas verweilte

ſtumm und entſetzt. Er ſah von der geſchlagenen Backe ein weißes Wölkchen aufſteigen, er mußte an den Zucker vor dem Waſchtiſch denken, und er ſah hin.

„Pudern tut ſich das Menſch," brummte Karl, „daß man weiß wird wie ein Bäcker, wenn man ſie nur anrührt."

„Du ſchämſt dich gar nicht vor deinem Freunde, was, du?" wimmerte das Mädchen.

„Um den ſorg dich nicht," höhnte Karl. „Der weiß ſchon, wie man umgehen muß mit euch."

Auch der Hund wimmerte noch im Dunkeln. Betti ging ihn ſuchen. „Was iſt denn mit dem Flocki?" lockte ſie ſchluchzend das Tier.

Es winſelte und kam nicht. Sie mußte es in der Ecke unter Schachteln hervorgraben. Es ſchrie laut, als ſie es in die Höhe hob. „Siehſt," ſagte ſie von neuem weinend, „du haſt ihm ſehr weh getan. So eine feine Raſſ', wie er hat."

„Feine Raſſ' — mit dem Freßbauch! Wahrſcheinlich!" ſagte Karl. „Ein Scherenſchleifer, nichts weiter iſt er. Was frißt er denn immer, was kriegt er? Zuckerl, Zuckerl, Zuckerl!"

Der Rehpinſcher beruhigte ſich nicht. „Gib her das Ding!" befahl Karl. „Laß ſehen, was ihm fehlt, damit das Gequietſch aufhört." Er entrang der Wider-

ſtrebenden das Tier und befühlte es. Es jammerte plötzlich ſchrill.

„Ja,“ ſtellte Karl unbekümmert feſt, „da kannſt nichts machen. Ein Bein iſt kaput. Siehſt, wie's wackelt?“ und er ließ den einen Hinterfuß hin- und herbaumeln. „Knochen hat der ſchon, wie aus Zahnſtochern.“

„Siehſt du, ſiehſt du,“ ſagte Betti kalt vor Wut, „du biſt doch ein Saukerl.“

Karl ſtand auf und klemmte den Hund unter den Arm und ſuchte umher. Er zog Schubladen auf. „Das werden wir gleich haben,“ brummte er. „Zu was hab ich einen Sanitätskurs mitgemacht, wie ich beim Zirkus Barnum geweſen bin. Ich hab gelernt, jeden Schaden auszubeſſern. Dort gab's alle Tage ſo was.“

Er fand im Waſchtiſch eine alte Zahnbürſte. „Die iſt recht,“ entſchied er. „Die hat die rechte Biegung. Das Bein muß geſchient werden.“

„Du kaufſt mir einen neuen, das ſag ich dir,“ drohte Betti. „Wenn der nicht wieder genau ſo wird, wie er war. Sonſt verklag ich dich.“

„Der wird nicht wieder werden!“ beruhigte Karl. „Das wär mein erſter Patient, den ich nicht kurieren tät. — Andreas, geh, halt mir das Vieh, damit das

Bein in die rechte Lage kommt. — Breite Bänder, Betti! Vorwärts!“

Betti mußte die rosa Bändchen aus ihren Hemden ziehen. Andreas hielt das Tier mit einer Hand, Karl wickelte flott und das Mädchen legte nach Vorschrift die Zahnbürste gegen das Bein.

Der Hund biß und schnappte um sich, aber schließlich war er doch geschient. Er ward in sein Bett gelegt und verhielt sich ruhiger. Karl traf Anordnungen: „Acht Tag ohne Bewegung. Wenig Futter. Nicht auf die Gass' führen. — Setz ihn halt aufs Linoleum oder in den Spucknapf! In acht Tagen ist alles in Ordnung.“

„Wenig Futter,“ entrüstete sich Betti. „Wo jetzt das Fressen seine einzige Freud ist!“

„Halts Maul, das verstehst du nicht,“ meinte Karl. „Viel Futter macht böses Blut. Wenn er kaput geht, ich kauf dir keinen neuen, denn du allein bist schuld, weilst ihn überfüttert hast.“

„Vielleicht gehen Sie morgen doch zu einem Arzt mit ihm,“ ließ Andreas sich hören.

„Warum nicht gar?“ sagte Karl böse. „Unnötig ein Geld ausgeben! Red nur du nichts dazwischen.“

„Es war bloß ein Vorschlag,“ entschuldigte sich Andreas. — „Aber Sie haben recht, Fräulein Betti, mit dem, was Sie vorhin gesagt haben. Daß nämlich

ein Tier die Einſamkeit verſcheuchen hilft. Ich hab mir auch eins angeſchafft.“

„Sie?“ wunderte ſich das Mädchen. „Sie dürfen doch gar keins halten im Lazarett. Wo haben Sie's denn?“

„Hier,“ ſagte Andreas und ſetzte die Maus auf den Tiſch.

Das Mädchen ſchrie auf und flüchtete zu Karl.

Andreas ſah verlegen in ihre vor Entſetzen erweiterten Augen. Er ſah, daß ſie grau waren und eng beieinander ſtanden. „Ich hab Sie nicht erſchrecken wollen,“ entſchuldigte er ſich. „Die Maus tut ja nichts.“

„Die beißt,“ kreiſchte Betti.

„Ganz gewiß nicht,“ beteuerte Andreas. „Aber ſie kann Kunſtſtücke.“ Und er ſetzte ſie auf die Hinterfüße und hielt ihr ein Blatt hin vom Blumenſtock, der auf dem Tiſche ſtand. Sie blieb ſitzen und ſchnupperte daran, die roſa Vorderpfoten eng am weißen Leib.

„Wahrhaftig!“ ſagte Betti und faßte Zutrauen. Sie rückte näher.

„Sie kann noch mehr,“ verſicherte Andreas kühn. Er klemmte eins von Betti's roſa Seidenbändern unter den Blumentopf und ſpannte es mit einer Hand. „Setzen Sie ſie drauf,“ bat er.

„Anrühren ſoll ich die? Niemals,“ ſchwur ſie. —

Aber ſie entſchloß ſich doch dazu. Mit ſchaudernden Fingern griff ſie darnach — Und war auf einmal erfreut. „Die iſt weich!“ rief ſie. „Wie mein Pelz! und ſo winzig warm — wie mein Muff, wenn ich eine Zeitlang die Hände drin gehabt hab.“

Aber die Maus blieb nicht oben auf dem Band. Sie kippte und hing daran, mit dem Rücken nach unten. Andreas war beſchämt. „Der Mann hat mir verſichert, ſie kann Seillaufen,“ ſagte er kleinlaut.

„Natürlich biſt du angeſchmiert,“ lachte Karl. „Ich hab dir's ja gleich geſagt.“

„Wenn auch,“ tröſtete ſich Andreas. „Lieb iſt ſie mir doch. Ich hab mich ſchon ganz an ſie gewöhnt.“

„Mag die etwas?“ fragte Betti und holte den Napf ihres Hundes her. Einen von Milch erweichten Brotbrocken legte ſie mitten aufs Wachstuch. Andreas ſetzte die Maus hinzu. Sie war ſofort dabei. Mit kleinen zitternden Bewegungen ihres ganzen Körpers fraß ſie.

„Die hat Hunger, aber nicht zu knapp,“ ſagte das Mädchen.

Jedoch Karl wünſchte: „Tu das Vieh endlich wieder weg, ich mag's nicht mehr ſehen.“

Andreas überdeckte die Maus mit ſeiner Hand und ſteckte ſie zögernd ein.

„Folgſam iſt er, der Herr Andreas," ſpottete das Mädchen. „Nie widerſpricht er dem Karl, alles tut er, was der Karl will. — Wie ſeid ihr zwei eigentlich aneinander geraten?"

Andreas ſah lächelnd zu Boden, aber Karl ſagte: „In Düſſeldorf auf dem Bahnhof hab ich ihn ſtehen ſehen. Nach Norddeutſchland hat er gebracht werden ſollen, in irgendein Lazarett. Aber er hat doch heim nach Süddeutſchland wollen. Grad hab ich noch gehört, wie ein Offizier, dem er das geſagt hat, ihn abfahren läßt. — Kamerad, hab ich geſagt, da fragt man nicht lang und bittet nicht ſchön, da tut man einfach, was man tun möcht. Sonſt erreicht man gar nichts. Da ſteht mein Zug, der fährt hin, wo du hin möchteſt. Jetzt ſtellſt dich hinter das Häuſel da, und grad bevor er wegfährt, ſteigſt in meinen Wagen. Zum Fenſter 'nausſchmeißen könnens dich nicht unterwegs. — So hab ich ihm geſagt und ſo hat er's gemacht. Stimmt's, Andreas?"

„Gewiß," ſagte der. „Und ich dank es dem Karl heute noch. Allein hätt ich's niemals fertig gebracht. Gar nicht eingefallen wär mir's, daß man ſo etwas machen könnt. Aber wenn ich hätte nach Norddeutſchland müſſen mit meinem wunden Arm — ich glaub: geſtorben wär ich vor Fremdheit."

„Alſo, geholfen haſt ihm," ſagte Betti zu Karl,

ſtolz ein wenig auf ihn, und ſpöttiſch: „Mir ſcheint, viel Schneid hat er nicht, der Herr Andreas.“

„Schneid ſchon,“ verteidigte Karl ihn. „Aber was ſo die feineren Sachen ſind, da ſtellt er ſich dumm an.“

Andreas ſchüttelte den Kopf: „Ich hab auch keine Schneid — was man ſo damit bezeichnet,“ ſagte er.

„Nicht? Weshalb denn nicht?“ bemängelte Karl. „Haſt du etwa das Vaterland nicht verteidigt?“

„Ich glaube,“ beſann ſich Andreas, „ich bin nicht ſorglos genug — faſt hätt ich geſagt: nicht dumm und unverſchämt genug, um ſchneidig ſein zu können.“

Was hier zur Sprache kam, feſſelte ihn und machte ihn plötzlich beredt. Er fuhr fort: „Ich hab immer vor Augen gehabt: Wohin wird die Kugel dich treffen. Ich hab nie denken können: Ach was! Dich trifft ſie nicht. Ich hab — aufgeſchnauft hab ich, als die Hand zerſchoſſen war. Hätten nicht ebenſo gut beide Augen hin ſein können? — Ich hab einen gekannt, dem iſt die Kugel ins Rückenmark gegangen. 22 Jahre iſt er alt und geſund ſonſt, aber er wird nie wieder gehen und ſtehen können. Dem Spitzeder hat ein Granatſplitter die Naſe und den rechten Oberkiefer und die Zunge und den ganzen Unterkiefer weggeriſſen, und er lebt und er wird am Leben bleiben. — Mut haben,

das heißt: nicht an das denken müſſen, was einem Erbärmliches geſchehen kann. Mut haben, das heißt: ſorglos ſein können bis zur Frevelhaftigkeit. Ich hab genug Leute in den Schützengräben ſchlottern ſehen. — Einmal, da war ich noch in der Kompagnie und noch nicht als Erſatzmann beim Maſchinengewehr, dahin bin ich erſt ſpäter gekommen, — alſo einmal, da ſollte eine Patrouille nachts ins nächſte Dorf gehen, nachſehen, ob die Franzoſen drinſitzen, denn bei Tag, da hat ſich nichts gerührt. — Da hieß es alſo: Freiwillige vor! — Und keiner iſt vorgetreten."

„Du auch nicht?" fragte Karl.

„Ich auch nicht," ſagte Andreas. — „Aber," fuhr er fort und hob den Kopf ein wenig, „aber als dann ſechs Mann beſtimmt wurden und ich unter denen war, da hab ich getan, was zu tun war."

„Freilich," feixte Karl. „Was hättſt denn ſonſt machen wollen? Mein Lieber, dir hätten ſie's gezeigt, wenn du geſagt hättſt: Herr Leutnant, ich geh nicht mit, mir iſt's zu gefährlich, mir könnten die Herren Franzoſen am End nicht freundlich begegnen."

Betti lachte.

„Wart nur," ſagte Andreas ruhig. „Unſer ſechs ſind wir fortgeſchlichen. Einen Kilometer weit ungefähr war das Dorf. Zuerſt iſt's im Baumſchatten

dahingegangen, aber dann über freies Feld — und bei Vollmond. Wie wir an der Baumgrenze ſind, da ſagen die anderen: Weiter wollen wir nicht gehen. Gewiß ſind Franzoſen im Dorf und am Ausgang; da ſehen ſie uns im hellen Licht und ſchießen uns ab wie die Haſen. — Vorwärts, ſagt der Unteroffizier. Nein, ſagen die anderen, wir gehen nicht, wir ſind doch keine Selbſtmörder. — Aber wir müſſen weiter, wir haben ja noch nichts erkundet, entgegnet der Unteroffizier. — Da haben ſie geſchwiegen und ihn nur angeſchaut. Er und ich, wir ſind dann allein weiter."

Andreas verſtummte. Betti ermunterte ihn: „Und?"

„Mehr hab ich nicht erzählen wollen," ſagte Andreas mit Überwindung. „Ich hab nur ſagen wollen, Karl, daß ich wohl immer getan hab, was zu tun war."

„Und wie iſt's ausgegangen?" fragte Karl neugierig.

„Wir ſind ins Dorf gekommen, wir haben Franzoſen geſehen — im Schein von verglühenden Häuſern, wie ſie ſich gerade formiert haben — es war ſchon gegen Morgen; wir ſind zurück, die vier haben ſich uns wieder angeſchloſſen, und wir haben dann Meldung gemacht. — Kein Schuß iſt gefallen."

„No alſo," ſagte Karl ſanft. „Wenn kein Schuß

gefallen iſt, da wird's ſchon nicht ſo kritiſch geweſen ſein."

„Es iſt ſo geweſen — genau ſo!" rief Andreas mit Heftigkeit, „wie ich's erzählt habe, was man nicht von allen Kriegserzählungen behaupten kann! — — Am nächſten Morgen haben die Unſeren das Dorf dann geſtürmt," ſetzte er ruhiger hinzu.

„Da ſind Sie doch tapfer geweſen, damals in der Nacht," ſagte Betti langſam und beſtimmt.

„Ich hab getan, was unbedingt nötig war zur Löſung der Aufgabe, keine Spur mehr — ohne Freude — ohne Haß — nur ſo —" warf Andreas müde hin.

„Sie ſelber können reden, daß man wirklich meinen möchte, Sie ſind feige," mißbilligte das Mädchen. „Aber alles darf ein Mann ſein, nur das nicht."

„Sie ſtellt Bedingungen," höhnte Karl.

Andreas entgegnete nichts, aber auf einmal zog er die Uhr und erklärte, ſie müßten gleich gehen. „Heut haben wir nur bis ſieben Uhr Ausgang," ſagte er.

Karl erhob ſich. „Die warten ſchon auf uns, die laufen nicht fort," beruhigte er. „Siehſt," herrſchte er die Betti an, „einen Kaffee haben wir doch nicht gekriegt, du Schlampen."

„Es tut mir leid," ſagte das Mädchen förmlich zu

Andreas. „Sie trinken ihn ein andermal bei mir. Wir ſehen uns ſchon wieder.“

„Wann?“ fragte Andreas mit plötzlicher Entſchloſſenheit. Und dann auch zu Karl gewendet: „Darf ich die Herrſchaften vielleicht einladen auf morgen nachmittag in ein Kino und in ein Café?“

„Angenommen,“ ſagte Karl gönnerhaft.

Betti gab Andreas die Hand zum Abſchied. „Alſo morgen,“ bekräftigte ſie. Er ſah wieder, daß in dem weißen Geſicht die Augen eng beieinander ſtanden, wie bei irgendeinem ſchönen Tier — bei welchem nur?“ grübelte er.

Auf der Straße ging er eine Weile ſchweigend neben Karl — bis er fragte: „Wie heißt ſie nun eigentlich? Geſtern haſt du von einer Miranda geſprochen und heute haſt du ſie immer Betti genannt.“

„Wen?“ fragte Karl in Gedanken.

„Sie!“ ſagte Andreas.

„Die?“ meinte Karl. „Betti heißt ſie natürlich. Miranda, das iſt ihr Geſchäftsname; den hat ſie auf der Viſitenkarte ſtehen. So heißt quaſi die Firma.“ Und er lachte.

„Was macht ſie denn?“ fragte Andreas, ängſtlich beinahe vor der Antwort.

„Was?“ fragte Karl unſicher zurück.

„Was ſie ſo treibt? Womit verdient ſie?“

„Geh, du biſt ein läppiſcher Kerl!“ rief Karl ärgerlich. „Alles muß man dir erſt unter die Naſe reiben!“ Und mit einer lauten Selbſtverſtändlichkeit: „Auf den Strich geht ſie. Vornehme Bekanntſchaften macht ſie.“

Andreas — nach einer Weile ſagte leiſe: „Und du lebſt davon?“

„Ich leb davon, ich leb davon!“ ereiferte ſich Karl. „Du redſt, als wär man dir was ſchuldig — oder als wär man dir nicht fein genug. — Ich leb gar nicht von ihr. Ich hab meinen Beruf. Aber wer grad Geld hat von uns beiden, der gibt's dem anderen. Das wär noch ſchöner, wenn ich erſt wen fragen müßt, ob die Betti mir Geld geben darf.“

Andreas entgegnete nichts.

Sie kamen zu ſpät ins Lazarett und wurden zurechtgewieſen.

Karl brummte, ſchimpfte mit dem Krankenwärter, und die beiden Freunde ſprachen den Abend nicht mehr miteinander.

Die Dame

Als Andreas am Morgen nach ſeiner Maus fahndete, war ſie weg.

Er hatte ſie am Abend vor dem Schlafengehen heimlich und loſe in das Sacktuch geknüpft — eigentlich nur gewickelt — ſo gut es eben ging mit einer Hand und das Tuch behutſam in die Taſche des Waffenrockes geſenkt. Das Tuch fand ſich an einer Stelle mit feinen Zähnen durchnagt, und die Rocktaſche fand ſich verlaſſen.

Andreas fühlte ſich ſehr unbehaglich. Es war weniger der Verluſt des Tieres, der ihn beſchäftigte, als die Befürchtung, die Maus möchte irgendwo auftauchen, Unheil anrichten, Karl möchte ſie ſehen und ein Geſchrei erheben, die anderen aufmerkſam machen — eine Jagd auf das kleine Tier, ſein Tod, Geſpött und ein Verweis möchten das Ende ſein.

Er wähnte ſie noch im Zimmer. So warf er möglichſt unauffällig Blicke unter die Betten, auf die Fenſterſimſe, zwiſchen Obſtteller und Blumenvaſen, kramte ſpieleriſch Bücher beiſeite, lüftete halb die Tiſchdecke, hob im Vorbeigehen Kopfkiſſen hoch — ohne die Geſuchte zu ſehen. Er gab es ſchließlich auf, ſie zu finden.

Gegen zehn Uhr, als die Sonne ſich durch die Herbſtnebel kämpfte, verließ er ſehr bedrückt den Saal, um in den Garten zu gehen. Und während er die Treppen hinunterſtieg — ſchon ganz von weitem — ſah er etwas Weißes am Fenſter zwiſchen den Röhren der Dampfheizung hinhuſchen.

Er mäßigte ſich, um nicht alles durch haſtiges Zufahren zu verderben. Sie war ganz zutraulich und ließ ohne Schwierigkeiten ſich greifen. Sie huſchte heran an ſeine gehöhlte Hand, ſie hatte wohl Hunger. Sie war alſo doch gewiſſermaßen dreſſiert. Der Mann hatte ihn nicht betrogen.

Er umſchloß das Tier mit warmer Hand, und es ſteckte die roſige Naſe durch Daumen und Zeigefinger und verhielt ſich ſtill.

Nun galt es, für die nächſte Nacht ein anderes — ein ſicheres Unterkommen zu finden. Das im Sacktuch und in der Rocktaſche war offenbar nicht das richtige.

Andreas ging im Garten umher und ſpähte nach Paſſendem. An einem Gittertor, das nicht mehr benutzt wurde, hing ein alter blecherner Briefkaſten.

Dieſer Kaſten aus Blech erſchien ihm brauchbar. Er unterſuchte ihn. Der Schlitz war ſchmal genug, um ein Entkommen nicht zu geſtatten. Das Türchen konnte mit einem kleinen Holzpflock verſchloſſen

werden. Das Innere war ſauber und unverſehrt. — Dies war, was er benötigte.

Aus ſeinem Verbande zupfte er ein wenig Watte heraus und polſterte den Boden. Dann ſetzte er die Maus hinein und verklemmte die Türe mit einem Zweigſtückchen. Sie ſollte zur Probe gleich einmal in der neuen Wohnung bleiben.

Er atmete auf. Alles war wieder gut.

Nur — ein kleiner Napf, um Flüſſiges hineinzutun, und ein wenig Brot — beides war noch nötig. Er glaubte, dieſes müſſe gleich beſchafft werden; erſt bei einem gelegentlichen Gang in die Stadt den Napf zu kaufen, ſchien ihm zu ſpät. Er durfte das Lazarett auch nicht vor den Nachmittagsſtunden verlaſſen. Er überlegte. Auf dem Flur des Stockwerkes, in dem ſein Zimmer lag, ſtand ein Tiſch, der als flüchtige Schreibgelegenheit für Ärzte und Wärter diente. Meiſtens wurde er nicht benutzt. Das Tintenfaß dieſes Schreibtiſches dünkte Andreas geeignet.

Er ging hinauf, ſchritt ein paarmal den Gang auf und ab, denn er war nicht leer. Endlich ſah er ſich unbeobachtet und konnte an den Tiſch treten, das Tintenfaß ergreifen und es behutſam in ſeine Rocktaſche bergen — ſtellen in ſie, ſo daß die Tinte nicht auslief.

Er wollte wieder hinunter — da hörte er ſich an-

gerufen. Er glaubte ſich entdeckt und drehte ſich erſtarrend und langſam um. Was werde ich nun ſagen? überlegte er. Man wird mich für verrückt halten — oder mich einſperren.

Es war einer von den Krankenwärtern; er übergab Andreas einen Brief, der eben mit der Poſt für ihn gekommen war.

Andreas dankte; er mußte das Tintenfaß loslaſſen und den Brief entgegennehmen. Wenn es umfällt in der Taſche? — dachte er. Vorſichtig ſchob er dann den Brief ein und wagte nicht ſich vom Fleck zu rühren, bis er das Glas wieder zwiſchen den Fingern fühlte.

Dann ſtieg er langſam die Treppen hinab. Im Garten goß er die Tinte in den Raſen und wuſch das Glas am Springbrunnen, füllte es mit klarem Waſſer und wollte es in den Briefkaſten ſetzen.

Aber es war zu groß, es paßte nicht in den ſchmalen Raum. Die ganze Arbeit war umſonſt.

Ein paar Augenblicke ſtand er hilflos und in dumpfer Wut. Er vergaß beinahe, das Türchen wieder zu ſchließen.

Dann baute er — vorſichtig wieder — das Glas aufrecht in die Rocktaſche und ging ſeinen Weg zurück. Er bedachte gar nicht, daß nun Waſſer darin war. Erſt als er es wieder unbeachtet auf den Tiſch ſtellte,

ſah er es. Er mußte lächeln. Mochte es nun bleiben, wie es war. „Jeſus verwandelt Waſſer in Wein — Andreas verwandelt Tinte in Waſſer,“ ſagte er halblaut vor ſich hin. „Man wird glauben, daß hier im Hauſe jemand zaubern kann.“ Der Gedanke beluſtigte ihn, er half ihm hinweg über ſeinen Unmut.

Aber trotzdem: für die Maus mußte geſorgt werden.

Es fiel ihm ein, daß der Pförtner Kanarienvögel hielt. Er ging hinunter und kaufte von der Tochter, deren Verwunderung ihn nicht behelligte, einen Vogelfutternapf. Ein wenig Brot ließ er ſich gleich dazugeben.

Diesmal gelang die Durchführung des Planes. Die Maus konnte zufrieden ſein.

Andreas ſetzte ſich unter Bäumen auf eine Bank und zog den Brief hervor.

Er kannte die Handſchrift nicht; wer überhaupt ſollte ihm Briefe ſchreiben? — Er öffnete und las:

„Geehrter Herr Kaſtan! Ich habe mich heute auf dem Bahnhof gefreut, Sie ſo verhältnismäßig wohl zu ſehen. Sie verleben gewiß manchen Nachmittag, mit dem Sie nichts Rechtes anzufangen wiſſen. Sollten Sie den Wunſch verſpüren, gelegentlich der Langeweile zu entgehen, ſo kommen Sie ruhig einmal zum Tee zu mir. Für Sie werde

ich immer zu Hauſe ſein. Es wird mich intereſſieren, Ihre weitere Geneſung zu verfolgen. Vielleicht kann ich Ihnen auch bei der Geſtaltung Ihrer Zukunft behilflich ſein — aber darüber müſſen wir mündlich verhandeln. Gerade aus dieſem letzten Grunde — wie wäre es, wenn Sie gleich morgen bei mir vorſprächen! Haben Sie nachmittags Urlaub? Wenn nicht, dann kommen Sie ein andermal. Ich bin morgen beſtimmt zwiſchen fünf und ſieben Uhr allein zu Hauſe. Gute Beſſerung!

Vivien Viviani."

Andreas ſtand auf und ſchlenderte durch den Garten. Er war erſtaunt und verwirrt — und allmählich wurde ihm klar, daß er den Brief ſehr läſtig fand. Aber es ging nicht an, ihn einfach außer acht zu laſſen. Man mußte ihm folgen. Es war auch unmöglich, höflich abzuſchreiben; eine neue Aufforderung würde gewiß kommen, und man war dann ſo weit wie vorher. Zudem: langweilen tat er ſich wirklich viel und oft.

Aber, konnte man überhaupt in der arg mitgenommenen Felduniform hingehen? Vielleicht traf er feine Leute dort, Menſchen aus ihrem Kreiſe? — Nein, ſie ſchrieb, ſie werde allein zu Hauſe ſein. Soviel Rückſicht nahm ſie auf die Ärmlichkeit ſeiner Erſcheinung. Er war ihr verpflichtet. — Wo wohnte

ſie? Hohenzollernring 11, in der beſten Gegend der Stadt. —

Karl kam des Weges, rauchend und pfeifend.

„Karl," ſagte Andreas, „mit unſerer Verabredung für heute Nachmittag iſt es leider nichts. Du und deine Braut — ihr müßt mich ſchon entſchuldigen."

Karl blieb ſtehen. „Weshalb denn?" fragte er, gleich mißtrauiſch. „Sind wir dem Herrn Kaſtan nicht mehr gut genug?"

„Was fällt dir ein?" verteidigte ſich Andreas.

„Man könnte es meinen," ſagte Karl, „nach den Reden, die du geſtern auf dem Heimweg an mich hingehalten haſt."

„Ich kann mich nicht entſinnen, Reden gehalten zu haben," ſagte Andreas. „Jedenfalls habe ich dich nicht kränken wollen und will es auch jetzt nicht. Ich habe eben einen Brief bekommen, der mich für den Nachmittag in Anſpruch nimmt."

„Geheimnisvolle Sachen, he?" grinſte Karl.

„Gar nicht," ſagte Andreas. „Wenn du ihn leſen willſt, hier iſt er. Du kannſt mir vielleicht einen Rat erteilen."

„Gib her," befahl Karl. Er durchflog den Brief und drehte den Bogen um und um. „Du biſt kein Kavalier," ſagte er dann. „Was da auf der letzten Seite ſteht, achteſt du wohl für nichts?"

„Auf der letzten Seite ſteht auch etwas?“ fragte Andreas und wurde rot. „Das habe ich gar nicht geſehen.“

„Verſtell dich nur nicht,“ lachte Karl. — „Aber wir ſind eitel, nicht wahr, wir zeigen gern die vornehme Einladung, wir wollen aufdrehen, nicht wahr? — Was willſt denn für einen Rat haben?“

„Was ſteht auf der letzten Seite?“ fragte Andreas mit Nachdruck.

Karl ſtellte ſich breitbeinig hin und las langſam, den Bogen hochgehoben: „Wollen Sie den Inhalt des Briefes bitte für ſich behalten. Im Roten Kreuz, wo genug Elemente gegen mich gearbeitet haben, könnte man ihn böswillig mißverſtehen.“

„Was die für Ausdrücke hat,“ ſpottete Karl und gab den Bogen zurück. „Elemente! — Alimente — die kenn ich. Zweimal hätt ich ſchon welche zahlen ſollen.“

Andreas war verſtummt. Er war blaß geworden. „Karl,“ ſagte er mühſam, „du mußt mir glauben, daß ich dieſen Satz nicht geleſen habe, ich bin gar nicht bis zur letzten Seite gekommen, ich“ —

„Geſchenkt, geſchenkt,“ rief Karl. „Ich glaub's ſchon.“

„Und mußt mir verſprechen,“ fuhr Andreas fort,

„was du da geleſen haſt, für dich zu behalten. Du ſagſt niemanden etwas?“

„Aber nein,“ verſprach Karl obenhin.

„Keinem Menſchen!“ drängte Andreas. Der Schweiß ſtand ihm auf der Stirn.

„Ich hab ‚nein‘ geſagt. Fertig!“ erwiderte der andere. „Was für einen Rat willſt du haben?“

„Ich brauch keinen mehr,“ atmete Andreas auf.

„So! Jetzt auf einmal!“ zürnte Karl. „Nachdem du meine Zuſicherung haſt, daß ich ſchweigen werde, kannſt ja wieder recht hochgeſtochen tun!“

„Ich hab dich fragen wollen,“ lenkte Andreas ein, „ob ich hingehen ſoll. Aber das muß ich wohl ſelber entſcheiden.“

„Geh nur hin,“ höhnte Karl. „Weiß der Teufel, was die von dir will. Vornehme Weiber haben ſo ihre Gelüſte!“

„Ich weiß nicht, was du meinſt,“ ſagte Andreas erregt. „Aber ich glaube, du willſt die Dame beſchimpfen. Laß das! Ich dulde es nicht!“

„Mach du mir keine Vorſchriften!“ drohte Karl. „Sei froh, wenn man ſich mit dir abgibt. Du biſt ein Kindskopf! Du kennſt dich nicht aus. Du ſiehſt die Welt für einen Kleinkindergarten an und die Menſchen für harmloſe Säuglinge.“

Andreas hob ſchüchtern hervor: „Sie ſchreibt, ſie hat meine Zukunft im Auge.“

„Wenn ſie nur ſonſt nichts im Auge hat,“ zwinkerte Karl.

„Du ſollſt über die Dame nicht abfällig ſprechen,“ verlangte Andreas noch einmal. — „Und damit du's gleich weißt: ich werde hingehen heute nachmittag,“ verſicherte er beſtimmt. „Wir beſuchen dann morgen mit dem Fräulein Betti zuſammen Theater und Café. Ihr ſeid einfach auf morgen eingeladen.“

„Alſo lauf ſchon zu deiner Prinzeſſin,“ ſagte Karl verſöhnlich. „Was morgen geſchieht, beſprechen wir noch. — Ich hab mich mit dem Huber und mit dem Neumann verabredet, Kartenſpielen. Du ſpielſt ja doch nicht mit.“

„Nein,“ ſagte Andreas. Aber er hielt den Gehenden zurück. „Ob man wohl,“ fragte er ſtockend, „ob man wohl darum erſuchen kann, eine neue Armſchlinge zu bekommen? Die meine iſt nicht mehr ganz ſauber. Aber heute iſt nicht Wechſeltag.“

„Laß dir goldene Treſſen auf die Flecken nähen, eitler Fratz,“ rief Karl und ging. —

Bis es Zeit war, ſich auf den Weg zu machen, überlegte Andreas hin und her, ob er ſeine Maus mitnehmen ſolle zu dem Beſuch. Schließlich fand er, daß er ſie nicht im Stiche laſſen könne. Ich habe ſie auf-

genommen und anerkannt, sagte er sich, — ich bin ihr verpflichtet, ich kann sie nicht verleugnen. Ich muß sie bei den Menschen durchzusetzen versuchen, bei allen Menschen. Bringt sie mir Unannehmlichkeiten — die muß ich hinnehmen. —

Als Andreas das weiße Haus in einer stummen Straße mit Vorgärten stehen sah, in einer Straße, die ihn — war auch kein Mensch zugegen — hochmütig aus großen Fenstern und mit lässiger Teilnahme zu beobachten schien — wollte er wieder umkehren. Er zwang sich, das Gitter zu öffnen und über bunte Steinfliesen zu gehen, während hinter ihm peinlich laut in die gepflegte Stille hinein die Türe zuklappte.

Albert Bolz, Vivien Viviani, las er auf zwei Messingschilden. Noch bevor er den Drücker berührte, ging die Tür auf, und ein älterer Diener nahm seine Verbeugung wohlwollend entgegen. — Er möge nur hereinkommen, die gnädige Frau habe schon Weisung erteilt.

Er kam in eine Vorhalle — römisch oder griechisch dünkte sie ihn; Züge nackter Menschen aus Stein oben an der Wand; zwischen Säulen Spiegel, aus ihnen wuchsen Lampen, golden, weiß und grün.

Aber er hatte nicht viel Zeit zu Betrachtungen. Die gnädige Frau trat aus einer Tür; es rauschte von

Stoffen, wie ein Flüſtern ging es um die Säulen, taktmäßig kam es näher.

„Das iſt recht, Herr Ammann," ſagte ſie, „daß Sie ſich ſehen laſſen. Ein bißchen blaß — bei Abend merkt man es gar nicht ſo, aber jetzt im Tageslicht ein bißchen blaß!"

„Wo kann ich meine Mütze hintun?" ſagte Andreas ſehr verlegen.

Vivien lachte und nahm ſie aus hilfloſer Hand und gab ſie dem Diener. „Kommen Sie herein," ſagte ſie und ſchritt voraus. „Wir wollen uns doch nicht die Beine in den Magen ſtehen — der zudem leer ſein wird, wie, Herr Ammann?"

Schon einen Fehler gemacht, dachte Andreas. Ich hätte nicht ſo lange im Vorraum bleiben dürfen! Wie wird es weiter gehen? — Und mit einem anderen ſcheint ſie mich auch zu verwechſeln.

Er betrat ein Zimmer, in dem ein Tiſch gedeckt war mit viel Silbergerät.

„Setzen Sie ſich hierhin," befahl Vivien. — „Oder beſſer: gehen wir erſt in den Wintergarten. Das Licht iſt ſchon im Abnehmen — und ich habe eine kleine Überraſchung für Sie. Kommen Sie." Ihr breites Lächeln verhieß etwas. „Wir gehen gleich durch mein Zimmer!" ſagte ſie und ſchritt voraus. „Es iſt der nächſte Weg."

Andreas kam in einen Raum, der halb mit Spiegeln bedeckt war und weiß lackierte Möbel an hellen Wänden zeigte, weiße Felle auf dem Boden, in allen Ecken kleine Lampen, Flaschen und Kämme verstreut auf Tischen, Schmuckstücke in offenen Schalen auf der zierlichen Kommode.

Bewundernd ging Andreas langsamer.

„Versäumen Sie sich nicht," lachte Vivien, „das ist nichts für einen braven Mann — dieses Tohuwabohu einer Frau, die ein bißchen verwöhnt und ein bißchen unordentlich ist und sehr viel dafür tun muß, immer gut auszusehen."

Im Wintergarten stand Andreas sogleich einem Aufbau gegenüber, der aus Palmen und Blumentöpfen emporwuchs und eine Höhlung freiließ, in der ein Klubsessel zum Sitzen einlud.

„Nehmen Sie Platz," ordnete Vivien an. „Jetzt kommt die Überraschung." Und sie zog einen Photographenkasten zwischen Pflanzen hervor.

„Ich will Sie aufnehmen, Herr Ammann," verkündete sie. „Ich habe schon mehr Helden in diesem Sessel photographiert. Ihr alle verdient es, ihr tapferen Verteidiger des Reiches. — Es ist mir ein Leichtes, darauf hinzuwirken, daß Ihr Bild nachher in der hiesigen Illustrierten Zeitung veröffentlicht wird. Wir schreiben darunter: Gefreiter Ammann,

vom ſo und ſovielten Infanterieregiment, verlor, heldenmütig kämpfend, die rechte Hand fürs Vaterland. — Das macht Ihnen doch Spaß, wie?“

„Ja,“ ſagte Andreas angſtvoll, ſtand wieder auf und trat beiſeite, um aus dem Geſichtsfeld des Apparates zu kommen — wie aus der Schußlinie einer drohenden Waffe. — „Ja, Frau Viviani, aber ich fürchte, das Ganze beruht auf einer Verwechſelung. Darauf muß ich doch aufmerkſam machen. Sie ſcheinen zu glauben, Sie haben es mit einem namens Ammann zu tun. Ich heiße aber Kaſtan. Ich bitte um Verzeihung — aber ich wollte doch höflichſt darauf hinweiſen.“

„Aber Herr Kaſtan,“ lachte Vivien, „ich verwechſele Sie keineswegs, ich habe lediglich Buchſtaben durcheinander geſchmiſſen. Ich kann mir keinen Namen für die Dauer ordentlich merken. Auf der Bühne bringt mich dieſer Fehler oft in ſchreckliche Verlegenheit. Trotzdem habe ich Ihre Adreſſe richtig geſchrieben, daran ſehen Sie doch, daß wirklich Sie gemeint ſind. — Aber nun ſetzen Sie ſich ruhig wieder.“

„Ja,“ ſagte Andreas und ſträubte ſich noch. „Nur: wenn das Bild ſchon in einer illuſtrierten Zeitung erſcheinen muß, vielleicht könnte man weglaſſen, daß die Hand — daß ich meine Hand — daß ich nur eine Hand habe.“

Vivien ſchüttelte das rote Haar. „Sie ſind ein wunderlicher Heiliger,“ ſagte ſie unmutig. „Auch wohl einer von denen, die ſich dickköpfig gegen Wohltaten ſträuben, wie? Ich meine es doch gut mit Ihnen, Herr Ammann — Herr Kaſtan,“ endigte ſie milder.

„Ich glaub es,“ verſicherte Andreas bedrängt. „Nur: das mit der Hand, nicht wahr, wenn man es weglaſſen könnte —“

„Alſo, es ſoll wegbleiben. Aber nun ſetzen Sie ſich endlich. Sie verhandeln ſo lange, bis das Licht in der Tat zu ſchlecht geworden iſt,“ ſagte ſie unwirſch.

Andreas verſank fügſam in die weichen Lederpolſter. Vivien richtete ihm den Kopf. Er fühlte eine unglaublich weiche Hand unter dem Kinn, warm ſtiegen Blumengerüche von ihr auf, ein paar Ringe klirrten. Der flaumige Druck der Finger war wie ein Streicheln.

Andreas wagte nicht zu ſchlucken und ſaß wie aus Erz gegoſſen. Vivien trat zurück und lachte ärgerlich. „Sie halten ſich, als wollten Sie einen Schützengraben ſtürmen. Stoßen Sie doch das Kinn nicht ſo krampfhaft vor!“

Sie kam wieder zu ihm. Ganz groß fühlte er die Frau neben ſich, ſie hüllte ihn ein. Ihre Hüfte ſtreifte ſein Ohr, und über ſeinem Kopf wölbte ſich ihre

Bruſt. Ungeheuer drohend — bekleidet, aber dennoch unbegreiflich nahe war ihr Schoß. Faſt ſank Andreas hinein, faſt ſank er hin an dies verhüllte Fleiſch.

Einmal fuhren ihre Hände durch ſein Haar. „So weich wie bei einer Frau," ſagte ſie ſpieleriſch. — „Nun halten Sie ſich aber etwas freier. Nicht ſo, als ging es um Leben oder Tod!"

So iſt mir eigentlich zumute, dachte Andreas und bewegte ſich heftig, die Erſtarrung los zu werden.

Nach der Aufnahme war Vivien wieder gnädiger. „Mit Ihren Kameraden — ich habe ſchon manchen photographiert — habe ich nicht ſoviel Mühe gehabt, Sie Umſtandskrämer. Kommen Sie jetzt, Ihren Tee trinken."

Andreas ging auf eine falſche Tür zu.

„Wo wollen Sie hin?" lachte Vivien. „Da geht es in mein Schlafzimmer. Das könnte Ihnen ſo paſſen!"

Er war betreten — er wußte nicht recht, weshalb. Vivien ſtieß die Tür auf: „Hineinſchauen dürfen Sie."

Andreas ſah ein viel zu großes Bett. Goldene Engel hielten Gardinen vor einer ſchimmernden Tapete. Weiß wallte es herab — und ſtieg weiß empor, lauter Spitzen.

„Wir ſchlafen getrennt," erklärte Vivien. „In

Ihren Kreiſen kennt man das nicht. Aber moderne Menſchen können ſo nur miteinander leben.“

Sie ſchloß die Tür wieder.

Sie gingen durch das Boudoir zurück. „Mein Schmollwinkel,“ ſagte Vivien. „Hier ſitze ich, wenn ich einſam bin. Und ich bin oft einſam. — Sie haben vorhin meine Siebenſachen bewundert — warten Sie, Sie ſollen etwas bekommen.“ Und ſie kramte unter dem Schmuck auf der Kommode und zog ein ſilbernes Armband hervor. „Es ſoll Ihnen Glück bringen,“ ſagte ſie und hielt es ihm hin.

„Das kann ich nicht annehmen,“ wehrte ſich Andreas. Er wurde bleich. Er hatte das Gefühl, unentrinnbar etwas Schrecklichem entgegenzugehen.

„Aber natürlich können Sie es!“ lachte Vivien. „Ein Held kann alles. Und eine deutſche Frau kann nicht dankbar genug ſein gegen die, welche Haus und Hof wider den Feind verteidigen. — Geben Sie Ihr Handgelenk her.“

Andreas hob betäubt den Arm, und ſie legte ihm die Kette um. „Ich habe drei Vettern im Felde,“ ſagte ſie. „Jeder hat von mir beim Auszug ein Kettenarmband bekommen. Alle ſind unverwundet.“

„Bei mir kommt es zu ſpät,“ zwang ſich Andreas zu lächeln. „Ich brauche auch nicht mehr hinaus. Ich bin erledigt.“

Werde ich das Ding immer tragen müſſen? fragte er ſich. — Ich bin ja nicht einmal imſtande, es ohne fremde Hilfe abzunehmen.

„Dann hilft es Ihnen im bürgerlichen Daſein,“ ſagte Vivien beſtimmt. „Kommen Sie.“

Den Teetiſch bediente ſie ſelbſt. „Ich muß mich ohne Dienſtboten behelfen,“ erklärte ſie. „Meine beiden Mädchen habe ich dem Privatlazarett der Gräfin Ambach zur Verfügung geſtellt. Neuerdings ſchlafen ſie nicht einmal mehr hier im Hauſe. Aber ich greife gern ſelber zu. Ich habe die Arbeit nie geſcheut.“ Und ſie verband den elektriſchen Teekocher mit dem Strom.

„Auch der Diener iſt weg,“ fuhr ſie fort. „Ihn hat mein Mann mitgenommen, er bringt im Automobil eines Freundes Liebesgaben an die Front. Wir haben kein eigenes Auto. Wir ſind bei Wagen und Pferden geblieben, es iſt doch vornehmer. — Weshalb ſagen Sie gar nichts? Schmeckt Ihnen der Tee nicht? Gießen Sie Rum hinein!“

„Danke,“ ſagte Andreas, überwand ſein Entſetzen und goß Rum hinein. Das Armband fiel ihm über den Handrücken. Er erſchrak. Faſt wäre ihm die Flaſche entglitten.

„Eſſen Sie!“ befahl Vivien und legte Fleiſchbrötchen auf ſeinen Teller. „Mir iſt alſo nur der

Kutſcher geblieben, der verheiratet iſt. Seine Frau beſorgt meine Zimmer und das Nötigſte. Sie wohnen beide hinten im Garten über den Stallungen. Ich bin nachts ganz allein im Hauſe; aber ich fürchte mich nicht; mein Revolver liegt ſchußbereit im Nachttiſch."

„Wiſſen Sie damit umzugehen?" fragte Andreas erlöſt, denn er hatte einen Geſprächsſtoff. „Nämlich, eine Freundin meiner Schweſter, die wollte immer was Höheres werden, Künſtlerin, Klavierlehrerin, die hat als Backfiſch mit einem Revolver herumgefuchtelt und ſich einen Finger abgeſchoſſen, da war es nichts mehr mit dem Klavierſpielen."

„Auch wenn ich mir einen Finger abſchieße —," lächelte Vivien, „ich kann doch Künſtlerin bleiben. Meine Stimme kann ich mir nicht abſchießen" — ſie ſang eine Tonleiter — „und den Finger ergänzt man zur Not künſtlich."

„Iſt ſo etwas gut zu machen?" fragte Andreas lebhaft. „Ich habe ſchon davon gehört. Man kann auch — man kann auch eine ganze Hand erſetzen?"

„Sehen Sie," lächelte Vivien, „da kommen Sie ſelbſt auf das, wovon ich mit Ihnen heute ſprechen wollte. Ich hab es in meinem Brief ſchon angedeutet. — Natürlich kann man eine ganze Hand erſetzen. Wenn erſt Ihr Arm ſchön verheilt iſt, wird ſich das

machen laſſen. Die Muskeln ſind ja noch gut beweglich, nicht wahr?“

„Gewiß!“ verſicherte Andreas und hatte plötzlich ein tiefes Gefühl der Befreiung. „Alſo man kann eine Hand erſetzen. Aber: ich bin Buchbinder. Kann man die künſtliche Hand bewegen, kann man die Finger alle bewegen? Nein? Das nicht?“

Er ſaß und wartete geſpannt. Er glaubte ſelbſt nicht an das, was er hören ſollte.

„Bewegen,“ ſagte Vivien langſam, „werden Sie die Hand nicht können. Aber die Hauptſache iſt doch, daß es gut ausſieht. Ein hübſcher Handſchuh kommt darüber.“

„Alſo, nicht bewegen,“ ſagte Andreas.

„Sie werden mit Ihrer geſunden Hand die Holzhand hin- und herſtellen können,“ belehrte Vivien. „Gewiſſe Gegenſtände werden Sie feſthalten können. Wollen Sie ſchwerere Laſten heben oder ziehen, ſo kann an Stelle der Holzfinger ein Haken angeſchnallt werden.“

„Ich muß ſie frei bewegen können,“ ſagte Andreas dumpf, „ſonſt kann ich meine Arbeit nicht tun.“

„Das iſt der zweite Punkt,“ ſagte Vivien, „über den ich mit Ihnen reden will.“

„Ich könnte,“ ſagte ſie und ſah ihn groß an, mit einem ſaugenden Blick, „ich könnte Ihnen durch mei-

nen Mann eine Stellung verſchaffen. Mein Mann hat viele Verbindungen. Vielleicht bei der Bank. Einen kleineren Poſten. Eine gut bezahlte Vertrauensſtellung. Ich zweifle nicht, daß Sie ſie ausfüllen können. Sie ſtehen über dem Durchſchnitt Ihrer Kameraden. Sind Sie vorbeſtraft?“

Andreas ſtand auf. Er war rot vor Glück. „Das wäre freilich viel, Frau —“

„— Vivien,“ ergänzte ſie lächelnd. „Sagen Sie ruhig, Frau Vivien. Wir ſind gute Kameraden, Andreas,“ und ſie nahm ſeine Hand und tätſchelte ſie.

„Meinen Vornamen wiſſen Sie richtig,“ wagte er zu ſcherzen, „und haben ihn doch viel ſeltener gehört im Roten Kreuz als den anderen.“

„Er iſt wichtiger als der andere,“ lächelte ſie geheimnisvoll. „Übrigens erwähnen Sie da das Rote Kreuz. Sie müſſen dort nicht gleich von unſerer heutigen Unterredung erzählen. Das hat Zeit. Vieles wird einem falſch ausgelegt. — Sie haben doch zu niemandem davon geſprochen, daß Sie heute bei mir ſind? Ich habe Sie auch im Brief darum gebeten.“

„Nein,“ ſagte Andreas und ſah zur Seite. „Ich habe nichts erwähnt.“ Er beſchäftigte ſich mit den Spitzen ſeiner Stiefel. Die ſind ſchlecht gewichſt, dachte er. Soll ich mich vielleicht entſchuldigen deshalb? —

— Etwas Weißes kam durch die Tür aus dem nächſten Zimmer und ſchnurrte heran.

„Mein ſüßer Kater!“ rief Vivien. „Biſt du da?“

Das Tier beachtete ſie nicht. Es ging zu Andreas, es ſprang ihm auf den Schoß und wollte den dicken Kopf in ſeine Taſche bohren.

„Ich hab ihn mir zum Geburtstag ſchenken laſſen von meinem Mann,“ ſagte Vivien erklärend und voll Trauer. „Ich fühle mich ſo einſam; trotz den vielen Menſchen, die häufig um mich ſind.“

Einſam, dachte Andreas — wie die Betti. Gerade wie ich.

„Er tut gleich ſehr intim,“ lachte ſie. „Er weiß: ſeiner Herrin Freunde müſſen auch die ſeinen ſein. Wir drei paſſen gut zuſammen: ich bin rot, Sie, Andreas, ſind ſchwarz und er iſt weiß. Da haben Sie die drei ſo ſehr geliebten Farben, die ſiegreichen, für die jetzt ſo viele Helden ihr Blut hingeben.“

Der Kater wurde immer unruhiger. Andreas war ſich klar darüber, daß er die Maus roch, die in der Hoſentaſche ſaß. — Ich werde ſie bekennen müſſen, ſagte er ſich. Warum auch nicht? Ich war ja heute feſt entſchloſſen, mich ihrer niemals mehr zu ſchämen.

Der Kater ſprang herunter und ſuchte von unten in das Hoſenbein zu ſchlüpfen. Er ſchlug ſeine Krallen in die Wade. Andreas zuckte zuſammen.

„Was will er nur! So war er nie," beluſtigte ſich Vivien.

„Ich habe eine Maus bei mir," geſtand Andreas.

„Eine lebendige Maus —?" fragte Vivien mit aufſteigendem Grauen.

„Eine lebendige Maus," beſtätigte Andreas.

Vivien kreiſchte, ſprang empor, erklomm einen Stuhl. „Tun Sie ſie fort, tun Sie ſie weg, tun Sie ſie fort!" ſchrie ſie.

Wie die Betti, dachte Andreas.

„Wo iſt die ſchreckliche Maus?" wimmerte Vivien. Sie raffte die Röcke zuſammen.

„In meiner Taſche," ſagte Andreas. — Was für ſchöne Beine ſie hat — und Strümpfe, durch die man das Fleiſch ſieht. — Er ſtand auf.

„Sie ſitzt wohlverwahrt in meiner Taſche," verſicherte er. „Sie iſt dreſſiert. Sie kann Seillaufen. Sie tut keinem Menſchen etwas. — Kommen Sie bitte herunter."

„Geben Sie erſt die Maus meinem Kater," ſchlug ſie vor. „Der wird ſchnell mit ihr fertig ſein."

„Wenn er ſie erwiſcht," erklärte Andreas finſter— „ich erwürge ihn!"

„Der läßt ſich nicht ſo leicht erwürgen," verſicherte Vivien, „mit e i n e r Hand, was denken Sie! Der

durchbeißt Ihnen die Pulsader.“ Schon konnte ſie wieder lachen.

„Sie iſt weiß wie er,“ ſagte Andreas zärtlich. „Schön iſt ſie.“

„Eine w e i ß e Maus!“ rief Vivien, auf einmal ganz beruhigt. „Warum haben Sie das nicht gleich geſagt? Weiße Mäuſe ſind niedlich. Nur die grauen ſind ekelhaft und unheimlich.“

Andreas ſtand ganz nahe bei ihr. Er hatte wieder den Duft aus ihren Röcken. „Wenn Sie mit dem engen Kleid nicht mehr allein herunterſteigen können, werde ich Ihnen helfen müſſen,“ ſchlug er vor. Dunkel empfand er die eigene Kühnheit.

„Ja,“ ſagte ſie matt. Und ſpöttiſcher: „Was können Sie mir denn helfen — mit Ihrer einen Hand?“

Er reckte ſich. „So ſchwach ſind wir noch nicht,“ ſagte er. „Es geht auch mit e i n e m Arm.“

Und er umſchlang ſie über den Knien. Er trat weg vom Stuhl und trug die große Frau wie ein Kind halb auf der Schulter. Langſam ließ er ſie zu Boden gleiten. Ihr Körper ſchob ſich langſam abwärts über ſeinen hin. Sie glitten Bruſt über Bruſt. Und ihr Mund berührte, langſam näher kommend, ſeinen zitternden Mund.

„Nochmal,“ ſagte Vivien ſofort. „Das war gut im Tempo.“

Und ſie ſtieg wieder auf den Stuhl.

Andreas erſchrak — beſonders über dieſe Sachlichkeit. Aber dann hatte er einen guten Einfall. „Frau Viviani,“ ſagte er mit erlöſter Stimme, „eben wird mir klar, daß ich das Armband unter keinen Umſtänden behalten kann. Es würde verraten, wo ich geweſen bin. Meine Kameraden werden es ſehen. Wenn ſie mich ausfragen, was ſoll ich dann antworten?“

„Das müſſen Sie ſelbſt wiſſen, was Sie dann ſagen,“ entgegnete Vivien ſtreng. „Es wird Ihnen ſchon etwas einfallen. — Heben Sie mich jetzt herunter. Ich kann mich in der Tat hier oben nicht rühren.“ Und ſie machte ratloſe Bewegungen mit den Füßen. Ihr Rock ſtraffte ſich.

„Ich weiß ganz und gar nicht, was ich ſagen ſoll, wegen dem Armband,“ beharrte Andreas. „Sie müſſen es zurücknehmen.“ Und er hielt ſein Gelenk hin.

„Seien Sie nicht ſo häßlich,“ ſchmollte Vivien. „Eine kleine Lüge ſollte ich Ihnen doch wert ſein. Irgendeine, das macht doch keine Schwierigkeiten. Ich bin bereit, ſoviel für Sie zu tun, und Sie wollen gar nichts für Ihre Kameradin Vivien tun? Iſt das richtig?“

„Dann will ich es behalten,“ ſagte Andreas beſchämt.

„Wie können Sie mir zumuten, es zurückzunehmen," tadelte Vivien. „Sie ſelber würden damit wollen, daß ich all Ihr zukünftiges Glück von Ihnen nehme. — Helfen Sie mir endlich!"

Andreas ſah ſich ihr überlegen. Die Frau war auf den Stuhl gebannt. Er ging umher in Gedanken. „Mein zukünftiges Glück", wagte er zu äußern, „hängt wahrhaftig ſehr davon ab, daß ich die Stelle an der Bank bekomme. Ich bin Ihnen wirklich ſehr zu Dank verpflichtet, für alles, was Sie für mich tun."

„Trotzdem tun Sie gar nichts für mich," rief Vivien ſehr ungehalten.

Andreas kam näher. „Aber könnte ich das Armband, ohne Sie zu kränken, Ihnen wieder zurückgeben — es wäre mir ſehr lieb. Verzeihen Sie, wenn ich noch einmal davon anfange." Er wurde wieder unſicher.

Vivien kümmerte ſich nicht um ſeine Bitte.

Ihre Augen ließen ihn nicht los.

„Heb mich herunter," befahl ſie. „Vorwärts!"

Das Schmuckstück

Als Karl und Andreas nachmittags zu Betti kamen, fanden sie das Zimmer voll Frauen.

Eine üppige war darunter mit langsamen schwarzen Augen und einem gutmütigen Kinn. Ihr junger Mund brach allzu rot aus dem glatten Gesicht.

„Meine Kollegin Rosa," stellte Betti vor.

„Neu zugegangen, was?" lachte Karl. „Frisch beim Geschäft!"

„Hier zum erstenmal geschrieben," sagte das Mädchen. „Vorher war ich in Frankfurt, in Königsberg und in Freiburg."

„Den Wandertrieb habt ihr alle!" lachte Karl. „Und in Freiburg, da ist auch jede gewesen. Das ist schon kurios. Die Studenten dort und die geistlichen Herren, die müssen besonders scharf auf Abwechslung sein."

Zu viert saßen sie um den Tisch. Außer Betti und Rosa die Hausfrau und eine ganz Alte. Von einem großen Zwetschgenkuchen schnitt man mit dem Bratenmesser triefende Vierecke. Es stellte sich heraus, daß Betti Geburtstag hatte.

Die beiden Männer setzten sich dazu. Karl tat erstaunt. „Geburtstag hast du," sagte er. „Der ist doch

erſt im Frühjahr geweſen, am 29. März. Wie oft biſt denn du geboren?“

Betti gab keine Antwort — bis ſie gereizt herausfuhr: „Verſtell dich nicht! Du weißt ſchon, daß ich nur einmal geboren bin. Du haſt nur vergeſſen wollen, wann. Abſichtlich haſt du's vergeſſen.“

Andreas verſuchte einzulenken. „Sie müſſen entſchuldigen,“ ſagte er, „aber wenn ich gewußt hätte, daß Sie heute eine kleine Feier haben, wäre ich nicht mit leeren Händen gekommen.“

„Ach was,“ ſchob ihn Betti ärgerlich beiſeite.

Und er verſtummte betreten. Aber Betti's Hausfrau, neben die er zu ſitzen gekommen war, fing ſogleich zu weinen an.

„Von meinem Sohn immer noch keine Nachricht,“ jammerte ſie. „Jetzt iſt er 41 Tage fort! Alles nimmt man einer armen Witwe, den letzten Troſt!“

„No,“ begütigte Karl, „von wegen dem Troſt. Wenn er da wär, ſäß er im Kaſten. Das wiſſen Sie doch ſelber, Frau Zuberbühler. Aus der Geſchichte mit dem Uhrenhändler iſt er nicht ganz ſauber herausgekommen. Er hat doch nur Strafaufſchub erhalten, damit er ins Feld kann.“

Die ganz Alte miſchte ſich hinein. Sie ſchleifte ein neues Stück Kuchen an ihren Teller. „Warum weinſt denn, Annerl?“ wollte ſie von der Tochter wiſſen.

„Wegen dem Adam doch!“ klagte die Frau. „Weil der Adam nichts von ſich hören läßt.“

„Wo iſt er denn?“ fragte die Greiſin erſtaunt. Und zwiſchen hinuntergemampften Biſſen: „Kommt er gar nimmer heim, der Strizzi?“

„Wie oft ſoll ich's denn noch ſagen,“ ſchrie die Frau in das gelblich hingeneigte Ohr. „Draußen iſt er — im Krieg iſt er.“

Die Alte verſuchte mit ſafttriefenden Fingern eine wegſchiebende Bewegung. „Ah nein,“ erklärte ſie. „Krieg iſt jetzt keiner. Anno 70 war Krieg. Aber der iſt lang vorbei. Da bin ich grad 40 Jahr alt geweſen.“

„So macht ſie's jeden Tag,“ ſagte die Hausfrau verzweifelt zu den anderen. „Grad erſchlagen möcht man ſie!“

„Die iſt gut,“ lachte Karl. „Der ihr Uhrwerk iſt 1870 ſtehen geblieben.“

Die Greiſin ſah böſe um ſich. Sie verſtand und begriff nichts, aber ſie fühlte Feindliches. „Krieg iſt jetzt keiner,“ befahl ſie hartnäckig.

Betti verſuchte es. „Aber Großmutter!“ ſchrie ſie in das wächſerne Ohr, „jeden Tag ſteht's doch in der Zeitung, daß ein Krieg iſt. Laßt euch nur vorleſen!“

„Nix, nix vorleſen,“ wehrte ſich die Alte. „Weiß

ich, ob das drinsteht, was ihr vorlest? Und selber lesen kann ich nimmer."

Karl schlug die Hand auf den Tisch. „Jetzt passens einmal auf, Urgroßmutter," schrie er. „Was hab ich da auf der Brust? Das Eiserne Kreuz. Weshalb tragen ich und mein Kamerad den Arm verbunden? Weil wir vor dem Feinde verwundet worden sind."

Die Alte sann — und lachte lautlos. „Verwundet —?" sagte sie. „Arm verbunden —? Mein Mann ist anno 54 bei den Reitern gewesen, da hat er — bereits vier Wochen hat er da den Arm in der Schlinge tragen müssen, weil ihn der Gaul geschlagen hat." Und abschließend: „Nix ist's mit eurem Krieg. Für n' Narren wollt ihr mich halten. Wo soll denn jetzt Krieg sein? Fei schön still ist's in der Stadt. Da müßt ich doch auch was hören. Ich hör noch ganz gut, nur die Augen — nur mit den Augen —" sie versank in Grübelei.

„Da ist wohl nichts zu machen," sagte Andreas. „Für die gibt es all das da draußen nicht. Eigentlich ist die glücklich daran."

Die Alte fuhr auf — hinein in die Stille. „Anno 70 ist Krieg gewesen — das ist schon lang her jetzt," verfügte sie noch einmal. —

— Andreas wollte wissen, wie es dem kleinen Hund ergehe.

„Nichts freſſen tut er," ſagte Betti traurig. „Magerer wird er jeden Tag."

„Recht ſo," erklärte Karl. „Auf dieſe Weiſe überſteht er die Kriſis am ſchnellſten. Eine Woche ruhig liegen laſſen — hab ich verordnet. Ich ſag dir, wenn du auf den Einfall kommſt und mit dem Scherenſchleifer zum Doktor rennſt — du ſollſt mich kennen lernen! Was ſo ein Quackſalber weiß, das kann ich auch noch."

„Die Mutter ſoll nicht ſoviel eſſen," warnte die Hausfrau und nahm der Alten das Meſſer weg. „Hör doch endlich auf!"

Aber die Greiſin fuhr eigenſinnig mit welken Fingern in die Zwetſchgen. „Wer holt mir denn ein Bier?" fragte ſie kläglich.

Karl ſaß mit Roſa zuſammen. Er rief zu Betti hinüber: „Das Fräulein benützt einen neuen Lippencreme, ‚Vaterland' heißt er — vom Friſeur Sonntag. Den kannſt du auch gut brauchen zum Auffriſchen."

Betti biß die Lippen zuſammen und ſah zur Decke.

Andreas meinte zaghaft: „Ich finde nicht, daß Ihr Mund verändert werden muß. — Mir iſt er jedenfalls recht ſo," verſuchte er zu ſcherzen.

Betti lächelte zum erſtenmal. „Das ſagen Sie

jetzt, weil heut mein Geburtstag ist," argwöhnte sie. „Da will man einem was Angenehmes mitteilen."

„Nicht deshalb," versicherte Andreas beinahe stürmisch. „Mir ist schon ernst mit dem, was ich gesagt habe."

— „Arm verwundet," höhnte plötzlich die Alte wieder zwischen hinabgewürgten Bissen. „Arm verwundet, wo euch nur der Gaul geschlagen hat. — 70 hat's Eiserne Kreuze gegeben, jawohl — aber jetzt doch nicht!" — Aber auf einmal hob sie den Vogelkopf, daß der nackte Geierhals aus dem Wollschal ruckte. „Wenn mir einer," sagte sie zerbrochenschrill, „wenn mir einer von euch einen Soldaten bringt ohne Bein, — einen Jungen, wir ihr seid, ganz ohne Bein — dann will ich's glauben. — Aber am Arm verwundet," endigte sie wegwerfend, „das ist nix Sicheres."

„Abgemacht, Urgroßmutter," lachte Karl. „Ihr seid eine besondere Nummer! Bald bring ich Euch einen vom Lazarett — aber Ihr müßt die Droschke zahlen und ein Bier, wenn er auf Krücken zu Euch heraufgehumpelt ist."

„Selber kein Bier —" klagte die Greisin. „Bringt mir niemand eins? Ich hab so Durst!"

Rosa erbot sich, aus der nächsten Wirtschaft Bier zu holen.

„Das Fräulein iſt mildtätig," feixte Karl.

Aber die Tochter der Alten war dagegen — und aus Eigenſinn und Wut darüber zog die Greiſin das letzte Stück vom Kuchenbrett.

— Marſchtritte kamen von der Straße herauf.

„Großmutter, da habt Ihr's wieder!" rief Karl. „Iſt vielleicht früher durch dieſe Straße Militär gezogen?"

Sie gingen alle ans Fenſter. Andreas, der vorn war, machte Betti Platz.

„Danke," ſagte ſie liebenswürdig und verzog den Mund rätſelhaft.

„Bitte," murmelte Andreas und wurde rot.

Die Alte äugte mißtrauiſch hinunter. Dann ſagte ſie giftig und voll Triumph: „Ich ſeh nimmer viel — das iſt wahr — aber ſoviel ſeh ich, daß das keine Soldaten ſind. Die haben ja graue Arbeitskleider an."

„Die gehen auch zur Arbeit," ſagte Andreas zu Betti, „und mancher kommt nicht wieder heim, um Feierabend zu machen."

„Schad' nichts," warf Karl leicht hin. „Wir machen neue. Was, Fräulein Roſa?"

„Um Gottes Willen," kreiſchte die. „Malen Sie ſozuſagen den Teufel nicht an die Wand!" Und ſie ſpuckte dreimal gewiſſenhaft aus.

„Möchten auch Sie kein Kind," wandte sich Andreas gegen Betti.

„Ich hab ja eins," lächelte sie. „Dort im Bett, meine Selma. Sie kennen sie schon von neulich her. Das ist für unsereins das richtige Kind. Ein anderes können wir uns nicht leisten."

Die Alte spähte den Ausrückenden nach, die auf der Straße und aus den Fenstern bejubelt wurden. „Turner sind es," entschied sie. „Gleich nach 70 haben's die Leut schon immer mit den Turnern gehabt, überall, wo die sich nur haben blicken lassen. — Ihr seid rechte Schwindler," sagte sie erbost zu Karl und Andreas. „Aber keine Soldaten seid ihr. Zeigt mir einen solchen, wie ihr ihn vorhin versprochen habt! Aber eine blaue Uniform muß er anhaben, das sag ich euch!"

Sie war aufgebracht und mußte sich setzen, und war ganz rot übergossen — mit gelben Fleckchen und Knoten im hageren Antlitz — wie ein Aasgeier, der blutbeschmiert aus zerhacktem Kadaver auftaucht. „Eine blaue Uniform — sonst habt ihr wieder gelogen," keuchte sie.

Karl freute sich sehr: „Großmutter, Ihr sollt das Einbein haben! Und eine alte Uniform treib ich auch noch auf. Damit Ihr Euch beruhigt ins Grab legen könnt."

„Sagens nichts vom Grab!“ jammerte die Hausfrau. „Wo ſich mein Sohn gewiß ſchon darinnen befindet.“

Andreas nahm ſich ihrer an. Ob ſie Erkundigungen eingezogen habe. Man könne ſich Auskunft holen.

„Unſereinem wird nichts geſagt,“ greinte die Frau. „Man geht nur umſonſt hin. Man wird wieder fortgeſchickt.“

„Dem Fräulein Roſa,“ rief Karl, „gefällt mein Eiſernes. Die hat mehr Geſchmack und Lebensart als die Betti. Von der Betti habe ich noch kein Wörtel darüber zu hören bekommen. — Dir iſt's ganz wurſcht, was? Du haſt keinen Verſtand und keinen Sinn für Höheres, dumme Kuh!“

Betti ſchwieg. Aber Roſa bat geſchmeichelt: „Herr Karl, bitte, erzählen Sie doch etwas aus dem Krieg.“

Sofort begann Karl: „Einmal — und da haben wir zwei Franktireurs gefangen im Wald. Die haben wir mitgenommen. Der eine, das war ein Alter, der hat geredet auf dem Wege mit Händ und Füß — immer franzöſiſch, immer franzöſiſch. Kerl, red deutſch! haben wir ihn angeſchrien. An meinen linken Steigbügel war er feſtgebunden. Und wie er gar nicht aufgehört hat, franzöſiſch zu parlieren und ſich auf die Bruſt zu ſchlagen, da hab ich ein bißerl Trab gemacht. Wie der aber gelaufen iſt! Seinen Hut hat

er verloren, und die weißen Haare ſind geweht. Hingefallen wenn er wär, hätt ich ihn kaum lebendig an Ort und Stelle gebracht. Mein Gaul war ſchon unruhig genug. — Nachher, da hat ein Vorgeſetzter ihn verhört, einer, der franzöſiſch gekonnt hat. Wir haben ihn knien laſſen, das hat Eindruck auf ihn gemacht. Er hat ſehr zu zittern angefangen. Aber immer hat er ſich herumgedreht nach ſeinem Kumpan, der iſt abſeits gehalten worden. Er hat ſich mit ihm wohl geheim verſtändigen wollen. Aber ich hab ſchon geſorgt dafür, daß es nix war mit der Verſtändigung. Jedesmal, wenn er nur ein Ruckerl getan hat, hat er eine Saftige auf ſeinen Schädel bekommen. Ganz damiſch muß er zuletzt geweſen ſein."

„Weshalb denn?" unterbrach ihn Andreas und ſeine Stimme zitterte vor Erregung. „Man hätte den Mann auch anders zwingen können, ſich nicht umzudrehen. Zumal er ſchon alt und gebrechlich war."

„Man wird viel Umſtände machen," warf Karl hin. „Laß mich weiter erzählen. — Er geſteht nichts, ſagt der, welcher ihn verhört. — Ich werd ein biſſerl nachhelfen, ſag ich und krempel dem alten Gauner ein wenig die Ohren um."

„Das ſieht dir gleich!" rief Betti. „Wo du einen quälen kannſt, da biſt du dabei. "

„Halt die Freſſe," befahl Karl. „Du läßt dich ſelber

gern quälen. Tu nur nicht ſo falſch! Du kriegſt noch einmal einen Heiligenſchein, — weil du ſo ſcheinheilig biſt.“

Roſa lachte fröhlich.

„Endlich,“ fuhr Karl fort, „endlich heißt es: jetzt iſt er mürb geworden. Er gibt zu, wenn er auch kein Gewehr bei ſich hat, auf uns geſchoſſen zu haben. Er hat es im Wald weggeworfen. Er iſt ſchuldig. — Da haben wir die Lumpen ſelber ihr Grab ſchaufeln laſſen. Und dann haben unſere Karabiner geknallt.“

„Sind ſie ganz gewiß ſchuldig geweſen?“ fragte Andreas leiſe.

„Was haſt denn wieder? Freilich!“ ſagte Karl erboſt. „Die können froh ſein, eine Kugel bekommen zu haben. — Von einer Abteilung iſt der Rittmeiſter hinterhältig angeſchoſſen worden. Den Kerl — wie ſie ihn gefangen hatten — haben ſie auch erſt das eigene Loch ausheben laſſen. Aber dann haben ſie ihn in die Grube geſtellt und mit dem Kolben erſchlagen.“

„Pfui Teufel,“ murmelte Andreas und ſtand auf.

„Geſchieht ihm ſchon recht,“ urteilte die Hausfrau ehrfürchtig. „Auf den Rittmeiſter zu ſchießen — ſo was!“

Aber dann ſtieß ſie einen Schrei aus, denn die

Großmutter wankte auf dem Stuhl und rang nach Atem.

„Das Fräulein Rosa“, rief Karl zu Betti hinüber, „hat einen neuen Massierhobel im Gebrauch — auch vom Friseur Sonntag, Marke Lüttich — den mußt du dir kaufen, damit die Falten um die Augen endlich einmal weggehen; schöner machens dich nicht.“

Andreas sah peinlich berührt auf Betti. Ihr weißes Tiergesicht war um einen Schatten dunkler geworden. Unter dem blonden Haarbau die engstehenden grauen Augen suchten auch ihn. Er wußte keine Worte, er unternahm es, ermutigend sie anzulächeln.

Rosa und die Hausfrau bemühten sich um die Alte. Sie ächzte und ließ sich hinausschleppen.

Rosa kam zurück und sagte wichtig zu Karl: „Der viele Zwetschenkuchen halt! Das ist nichts für einen verkalkten Magen.“

Karl stand auf und beugte sich über den Korb mit dem kleinen Hund. „Alles in Ordnung,“ stellte er fest. „Die Beinschiene sitzt gut. Ruhig liegen lassen, wenig Futter; die Schnauze, wenn sie trocken ist, mit Butter einreiben!“ Zu Betti gewendet: „Wenn man nur dir Rindvieh trauen könnte, daß du alles so machst, wie man's anordnet.“

Betti überging die Äußerungen Karls und sagte liebenswürdig zu Andreas: „Erzählen Sie doch ein-

mal, was Sie erlebt haben. Das verrückte alte Aas ist draußen, und wir sind wieder unter uns. — Der Karl, der ist nicht allein im Krieg gewesen."

„— nicht allein im Krieg gewesen!" drohte Karl. „Mach keine frechen Redensarten!"

Rosa wollte sich mitteilen. „Die Tilli hat einen Herrn," begann sie, „der ist wieder heimgeschickt worden, er hat's mit den Nerven. Aber der hat ihnen Stückerln erzählt! Der war bei einem Häuserkampf in einer französischen Stadt. Wenn man ausgerutscht und hingefallen wär, — hat er gesagt — ertrunken wär man in Blut. Mit den Bajonetten haben sie s' gespießt durch und durch und an die Türen geheftet. Hat manch einer das Bajonett gleich gar nicht mehr herausgebracht aus dem Holz und drin stecken lassen müssen mitsamt dem Angenagelten."

„Es wird viel gelogen," sagte Andreas angewidert.

Aber Karl nahm die Rosa in Schutz: „Kann schon so geschehen sein," bekräftigte er. „Bist denn du dabei gewesen?"

„Der Herr von der Tilli", fuhr die Rosa fort, „ist auch in Belgien gestanden. Das sind die schlimmsten, hat er gesagt, die Belgier. Da ist euch nicht einer, der nicht sein Gift im Tornister hätt. Vergiftete Vorräte haben sie in großen Mengen an die Straßen ge-

ſchafft, damit unſere Leut ſich den Tod aneſſen. In dem Koffer eines belgiſchen Offiziers, der davongelaufen iſt, da haben ſie 29 abgeſchnittene Finger mit Ringen daran gefunden. Und der war nicht der einzige."

„Das ſind ganz gemeine Lügen," ſagte Andreas heftig. „Merken Sie denn nicht, daß es eine Dummheit iſt, überhaupt zu glauben, jemand verpackt geraubte Ringe mitſamt den abgeſchnittenen Fingern in ſeinen Koffer?"

Karl zog die Brauen zuſammen. „Was fällt denn dir ein?" tadelte er. „Man könnt ſchon meinen, du wärſt für die Franzoſen. Biſt denn du überhaupt wirklich im Feld geſtanden?"

„Ich ſag nur ſoviel," entgegnete Andreas. „Die Belgier und die Franzoſen und all die anderen ſind Menſchen wie wir. Ein einzelner von ihnen mag einmal eine Gemeinheit begehen — wie bei uns auch. Aber ein ganzes Volk ſo gewiſſenlos in den tiefſten Dreck zu zerren, das ſchadet nur dem, der es tut. Wir ſind doch hier auf der Erde nebeneinander zu leben gezwungen. Wenn ich, Karl, die Sterne über mir ſehe, — ich habe ſchon einmal zu dir davon geſprochen — dann merke ich immer, wie nah zueinander gedrängt die Menſchen ſind — alle. Und es kann keiner den anderen ſchlecht machen —

ſo ſcheint mir dann — ohne ſich ſelber ſchlecht zu machen.“

„Du redſt wie ein Pfarrer,“ höhnte Karl.

„Was iſt denn gewonnen damit,“ fuhr Andreas fort, „wenn man eine niedrige Tat mit einer anderen niedrigen Tat beantwortet. Wenn ein Franktireur aus dem Hinterhalt ſchießt, und man erſchlägt ihn dann langſam mit dem Kolben, anſtatt ihn kurz zu erſchießen — was iſt gewonnen damit?“

„Recht iſt ihm geſchehen!“ rief Roſa. „Dem Hund — dem windigen!“

„Wenn er eine Seele gehabt hat — der Hund,“ ſagte Andreas mit Nachdruck, „dann iſt die auch mit dem Kolben nicht erſchlagen worden, und wenn er keine gehabt hat — wofür hat er dann eigentlich büßen müſſen?“

„Du ſprichſt wie ein Buch,“ meinte Karl ärgerlich. „Das Geſchwätz hat keinen Sinn. Krieg iſt Krieg.“

„Jetzt auf einmal heißt es: Krieg iſt Krieg,“ ſagte Andreas mit einem verächtlichen Lächeln. „Aber wenn ein verzweifelter Bauer auf die Fremden ſchießt, die ſeine Äcker verwüſtet und ſein Dorf niedergebrannt haben, dann wird aufbegehrt. — Eigenwillig wie die Kinder ſind die Menſchen geworden, und gerecht will niemand ſein.“

„Gerecht auch noch!“ ſchrie Karl. „Wo alles drun-

ter und drüber geht! Schau, daß du weiterkommſt mit deiner mieſen Gerechtigkeit! Die hält nur auf! Die läßt einen nicht vorwärts machen. Wenn man ſchaffen will, muß man frei ausholen können.“ Und Karl ſpuckte in die Hände.

„Vielleicht haſt du recht,“ ſagte Andreas tonlos.

„Das ſieht man nachher ſchon, wer bei der Rauferei recht gehabt hat: nämlich der, der oben bleibt. Und das ſind allemal wir. Baſta,“ ſchloß Karl.

— „Sie haben etwas erzählen wollen, was Sie im Feld erlebt haben, Herr Andreas,“ erinnerte Betti.

„Du ſiehſt ja, er hat nichts erlebt,“ ſpottete Karl. „Er hat die Augen zugedrückt. Er iſt ſo zart beſaitet. Er kann nur jammern über die Schlechtigkeit der Menſchen.“

„Zart beſaitet,“ lächelte Andreas. „Mir iſt etwas begegnet, da hat man ſchon gute Nerven brauchen können. — Wie ich noch nicht beim Maſchinengewehr geweſen bin, ſondern noch bei der Kompagnie — da iſt eines Tages unſer Hauptmann verrückt geworden.

„Hör auf!“ ſagte Karl ungläubig.

Betti nickte. „Wie iſt es geſchehen?“ fragte ſie und rückte näher.

„Wir ſind im Schützengraben gelegen,“ fuhr Andreas fort. „Drei Tage, vier Tage — und Nächte,

müßt ihr bedenken. Immerfort hat es geregnet, wir haben das Waſſer mit unſeren Eßgeſchirren ausſchöpfen müſſen. Zu was anderem haben wir ſie doch nicht gebraucht, denn von den Feldküchen hat nichts herankommen können. Wenn einer die Naſe nur über den Aushub geſteckt hat, iſt ein Hagel von Kugeln dahergepfiffen. Wir haben anfangs, wo wir noch guter Laune waren, einen alten Fetzen über einen Spaten gehängt und eine Mütze oben drauf getan und das Ganze bei Nacht aufgeſtellt — und im Morgengrauen haben die Franzoſen wie die Wahnſinnigen darauf gefeuert, bis ſie gemerkt haben, daß ſie genarrt worden ſind. — Vier Tage und einen fünften ſind wir ſo gelegen — Regenwaſſer wenigſtens haben wir zu trinken gehabt, und die eiſerne Ration am dritten Tag für den ärgſten Hunger. Aber der vierte und der fünfte Tag! Da iſt am Morgen des fünften unſer Hauptmann, der all die endloſen Stunden immer ſtiller geworden iſt, und zuletzt nur wie im Schlaf etwas geſagt hat, — plötzlich aufgeſprungen iſt er, und es war ein Wunder, daß er nicht gleich abgeſchoſſen worden iſt. Der Leutnant hat ihn beruhigen wollen. Aber er — vorwärts Leute! hat er geſchrien und den Säbel gezogen. — Sturm, marſch, marſch! hat er geſchrien. Ein Befehl zum Stürmen war aber nicht da. Doch er hat ſich hin- und her-

geworfen — ich war in ſeiner Nähe — mit Augen, die wie ganz wo anders waren, wie weit weg. Zu dritt haben ſie ihn nicht halten können, und er iſt aus dem Graben geſprungen. Jetzt iſt er hin — haben wir alle gedacht. Aber die da drüben haben nicht geſchoſſen, ſie waren vielleicht gerade ſo verwirrt und geſpannt wie wir. Der Hauptmann aber hat zu laufen angefangen — weg von der Front. — Die Unſern werden ihn aufgreifen, hat der Leutnant ganz heiſer geſagt, es iſt entſetzlich! Vielleicht iſt er nur vorübergehend krank. Und der Leutnant hat geweint vor Erregung. — Die Franzoſen aber haben immer noch keinen Schuß getan. Wir haben den Vorfall hin- und herbeſprochen und endlich uns einigermaßen gefaßt — da kommt von fern ein Pferdegalopp über weichen Erdboden. Und wie wir hinſchauen, biegt der Hauptmann um die Bäume. Schnell iſt er näher galoppiert. Wir ſind ganz ſtarr geweſen und keiner hat gewußt, was man tun ſoll. Und wieder hat der Feind nicht auf ihn gehalten. — Er aber war ſchon an unſerem Graben. Er iſt darüber geſetzt — weg über unſere Köpfe. — Jetzt jagt er allein in den Feind, haben wir gedacht. Aber er iſt auf der Böſchung am Graben entlang geritten. Vorwärts, Leute! hat er wieder geſchrien. Vorwärts, Leute! Vorwärts, vorwärts! — er iſt langſam ge-

ritten, er hat Schaum vor dem Munde gehabt. — Und da ist das Entsetzliche geschehen, daß einige von den Unseren haben herausſteigen wollen und hin zu ihm und ihm folgen! Wie die Verzauberten sind sie gewesen, wie die Behexten. Wir haben ringen müssen mit ihnen und das Wasser im Schützengraben ist hoch aufgespritzt dabei. Warum schießen die Franzosen nicht, hab ich immer gedacht und darauf gehorcht, daß es knallt — wie auf etwas, das man fast herbeiwünscht. Zweimal ist er an seiner Kompagnie entlang geritten und hat kommandiert — dann hat er still gehalten. Und da — endlich, endlich! — hat es drüben gekracht und gleichmäßig weiter geknattert. Hoch auf hat sich das Pferd gebäumt, und er hat den Säbel fallen lassen. Und rückwärts sind beide — Mann und Pferd — in den Graben gestürzt — sind auf uns heruntergeschlagen, die wir uns nicht haben von der Stelle rühren können."

Andreas machte eine Pause, dann sagte er langsam: „Zwei Mann von uns sind erdrückt worden. Der Hauptmann hat sieben Kugeln gehabt. In der Nacht ist er begraben worden. Am nächsten Morgen haben wir gestürmt, — aber so lange hatte der nicht warten können."

Andreas verstummte.

Karl schielte unsicher zu ihm hinüber.

Die Roſa ſtand auf und ſchüttelte die runden Schultern. „Geh, wie kann man ſo etwas Grausliches erzählen,“ bemängelte ſie ungehalten. „Der Herr Karl macht das viel beſſer. Der bringt nur Luſtiges. — Ich geh, einmal nach der Großmutter ſchauen — daß man auf andere Gedanken kommt.“ Und ſie verſchwand.

Betti wandte den befremdeten Blick von Andreas und ſagte zu Karl: „Was iſt denn — wir haben doch ins Theater gehen wollen.“

Karl muſterte das Mädchen von oben bis unten. „Wer iſt denn ſchuld, wenn wir nicht gleich gehen können? Du!“ ſagte er. „Natürlich wieder nicht fertig angezogen! Wenn du nur den ganzen Tag in Pantoffeln herumſchlampen kannſt — dann biſt du zufrieden, bequemes Luder!“

Er bekam ſie an den Füßen zu faſſen und zerrte daran. Sie ſchrie, ſträubte ſich und rutſchte vom Sofa. Sie ſpuckte nach ihm, nur halb in Wut. Ihr Speichel traf ihn auf die Schulter; eine neue Ladung verfing ſich im Ohr.

„Du, hör auf!“ warnte er. „Du haſt ſoviel Gift und Galle, wenn du einen in die Augen triffſt, da kann man blind werden.“

„Meinetwegen,“ ſagte ſie und ſpie nach ihm.

Er ſtreifte ihr die Pantoffeln weg und kitzelte ſie

an den Sohlen — da mußte sie lachen und konnte sich nicht mehr wehren auf ihre Art.

„Mach dich fertig," sagte Karl und ließ sie los. Er rieb sich mit dem Ärmel den Kopf trocken.

Betti holte die Lackschuhe, zog sie an, den Fuß auf's Bett gestemmt. Andreas sah durchbrochene Strümpfe bis zum Knie, darüber weißes Fleisch — ihm seltsam nah. Über der aufreizend hinausgeworfenen Hüfte saß prall der Rock. Und Karl kniff derb hinein.

Betti schrillte — fuhr herum und schlug ihm den Schuhlöffel ins Gesicht. Der Geschlagene packte mit einer Hand das Mädchen, drehte sie, warf sie aufs Bett — warf sich über sie.

Andreas sah verzweifelt hin. „Fangt ihr schon wieder an," sagte er halblaut. Er zögerte, ob er Betti helfen sollte. Sie strampelte, schmiß den Kopf hin und her, prustete wütend, ihr helles Haar ging auf. Karl lachte ganz erstickt in das Fleisch der Frau hinein.

„Du wirst doch nicht beißen — aber Karl," sagte Andreas ratlos. — Da sah er, daß Karl das Mädchen küßte.

Sie wurde ruhiger. Den Kopf seitlich weggebogen, ließ sie es geschehen, daß ihr Hals von Lippen berührt wurde. „Altes Ferkel, du," maulte sie besänftigt. Ihr Blick, ganz aus den Winkeln und zum Er-

ſchrecken verdreht, kam aus den Kiſſen zu Andreas. Ihre kalten Tieraugen hingen, warm nun werdend, in den ſeinen. „Schämſt du dich nicht vor deinem Freunde — verrücktes Aas?“ meinte ſie läſſig und immer mit den Augen bei Andreas.

Der drehte ſich zum Fenſter, ſah auf die Straße. Hinter ſich hörte er Karl ſchnaufen. „Der ganze Verband verſchoben, blödes Frauenzimmer,“ murrte er. „Mach ſchon, daß du endlich fertig wirſt mit deinem Kram und Firlefanz. Sonſt iſt der Nachmittag wieder vorbei, eh daß er recht angefangen hat.“

Draußen entſtand Unruhe — und Roſa kam herein geſtürzt. Sie hatte die Hände in den Mund geſtopft und die ſchwarzen Augen voll neugierigen Entſetzens. Sie nahm die kurzen Finger von den Lippen und hauchte: „Die alte Frau ſitzt in der Küche im Lehnſtuhl und iſt tot.“

Da ſtolperte auch die Hausfrau über die Tür. „Der Schlag hat ſie getroffen,“ weinte ſie. „Und mein Sohn iſt auch tot — nur wegen dem vielen Kuchen — aber ich hab's immer geſagt — der Schlag hat ſie treffen müſſen — der viele Krieg und der Zwetſchenkuchen — aufgeregt hat ſie ſich halt ſo viel, bis daß der Schlag ſie troffen hat. Und der viele Kuchen auch noch dazu —.“

„Gehen wir,“ wünſchte Karl. „Hier wird mir's zu

gemiſcht — Jetzt hat die Großmutter doch keine Zeit mehr gehabt, ſich vom Krieg zu überzeugen. Fräulein Roſa, darf ich mir erlauben, Ihnen in die Jacke zu helfen!“

„Sie werden mich doch jetzt nicht allein laſſen,“ jammerte die Frau. „Wo das Tote draußen in meiner Küche hockt.“

„Bedaure,“ ſagte Karl achſelzuckend. „Aber wir ſind keine Leichengräber. Im Feld haben wir genug Tote geſehen. Wir brauchen eine Abwechſelung — eine Zerſtreuung brauchen wir.“

„Wenigſtens aufs Bett müßte man doch das Verblichene legen,“ heulte die Frau.

„Die ſchlaft ſelig weiter, auch im Lehnſtuhl,“ beruhigte ſie Karl.

Roſa lockte heimlich: „Willſt du dir nicht die Leich anſchauen, Betti? So herzig und friedlich ſitzt ſie da.“

Aber Betti wollte nicht.

„Ich werd Ihnen helfen,“ bot ſich Andreas der Hausfrau an.

„Natürlich — er —“ mißbilligte Karl. „Er muß wieder Geſchichten machen und die ganze Geſellſchaft verzögern. — Du haſt uns eingeladen, mein Lieber, wann kommt es eigentlich dazu, daß du dein Verſprechen erfüllſt? — Jetzt muß er wieder Leichen einbalſamieren. Immer was anderes.“

„Benachrichtigen Sie einen Arzt," erklärte Andreas der Schluchzenden. „Der muß den Totenschein ausstellen — und die Leichenfrau, die wird Ihnen dann helfen. — — Ich bin bereit, Karl," sagte er scharf und feindlich. „Worauf warten wir noch?"

Und sie gingen.

„Das Fräulein Rosa sind von mir gebeten," ließ Karl sich auf der Straße laut vernehmen. „Für das Geburtstagskind bezahlt der Andreas."

„Und wer bezahlt für dich selber?" fragte Betti kalt.

„Auch der Andreas natürlich," lachte Karl. „Uns zwei hat er ja schon längst eingeladen."

Man wählte aus den vielen Theatern eines, in dem gespielt wurde: ‚Die Geliebte in Feindesland.' — Ein deutscher Offizier wird von französischen Dorfbewohnern angeschossen. Die Tochter des Marquis findet den Verwundeten und schleppt ihn heimlich auf ihr Zimmer. Sie pflegt ihn hingebend. Er liegt tagelang in Reiterstiefeln auf blütenweißem Mädchenbett. Sie betupft seine Wunden und ernährt ihn mit Kaffee und Äpfeln. Aber da sie allzusehr Neigungen für den halb schon Genesenen bekundet — murrte das Publikum. Sie verstand jedoch sich einzuschmeicheln. Denn wie Franktireurs kurzerhand in das Gemach eindringen, weiß sie mit feuerndem

Revolver das Lager ihrer Liebe zu verteidigen. — Man gestattete ihr deshalb, an die Brust eines Mannes zu sinken, der, ganz wieder hergestellt, in neue Schlachten eilt, um zuletzt, da schon Frieden ist, ordenbesternt auf dem Heimweg vorzusprechen und die Geliebte mitzunehmen — die Französin heim als Gattin in sein deutsches Land. — Man fand sich ab mit dieser Lösung, man war schließlich sogar befriedigt davon.

Betti weinte haltlos und ausgiebig. Andreas war fast erschrocken über so viel unbeherrschtes Gefühl, er mußte ihr sein Taschentuch leihen.

„Das ist wahre Liebe, das —“ versicherte sie schluchzend. Sie versäumte nicht, sich nachzupudern, denn alles Weiße war weggeschwemmt.

Im dunklen Zuschauerraum schrie Rosa gedämpft ein paarmal auf, und man erfuhr nicht recht, was Karl mit ihr angestellt hatte. — Beim Fortgehen aber waren Karl und Rosa plötzlich verschwunden.

„Die haben uns absichtlich verloren!“ zischte Betti. „Die haben sich heimlich gedrückt.“

„Da werden Sie mit mir vorlieb nehmen müssen, Fräulein,“ lachte Andreas erzwungen. „Darf ich Sie vielleicht in ein Café führen?“

„Ich will nach Hause,“ sagte das Mädchen einsilbig und mürrisch.

Sie gingen ſchweigend nebeneinander durch die Straßen, in denen es ſchon dunkel ward und erſte Lichter aufzuckten.

Andreas ſah ſie von der Seite an. Sie dünkte ihm geſchmackvoll gekleidet — und gar nicht auffällig, wenn er ſie mit anderen Frauen verglich, die vorbeigingen. Ihr ſchlanker Körper bewegte ſich vornehm und ſelbſtverſtändlich, ſie ſetzte die ſchmalen Füße in feinen Lackſchuhen leicht und feſt. — An den dichten Schleier legte ſich eine zart gewölbte Wange, und die Augen, fern gerückt durch das Gitter, hatten den ſanften Glanz wie bei irgendwelchen zierlichen Tieren. Nur der große Mund ſprang allzu rot — faſt wie etwas Drohendes — an das Gewebe.

Er wollte ſich gerade dazu bringen, etwas von Karl zu ſagen, als Betti plötzlich bezaubernd lächelte und einem älteren Herrn freundlich guten Abend wünſchte und ihn: „Wie geht es? Du warſt lange nicht bei mir?“ fragte. Da ſie Andreas unſchlüſſig ſah, befahl ſie kurz, vorauszugehen, und unterhielt ſich weiter.

Andreas bemerkte, daß der Herr nicht einmal an den Hut griff, als er Betti bald wieder verabſchiedete, und daß er ihre hingeſtreckte Hand unbeachtet ließ und ſich ſcheu umſah. — Andreas empfand, hier werde jemand mit Überlegung beleidigt — eine

Dame —, und verſpürte den Trieb, einzuſchreiten. Aber Betti ging ſchon wieder neben ihm — verſchloſſen und mit herabgezogenen Mundwinkeln wie vorher.

Er ſagte, was er ſchon vorher hatte ſagen wollen: „Sie ſind nicht in guter Laune. Mir ſcheint, der Karl verdirbt ſie Ihnen häufig.“

Sie entgegnete nichts.

„Bin ich nicht einmal eine Antwort wert?“ fragte Andreas ein wenig ſcharf. „Mit dem fremden Herrn eben haben Sie doch recht freundlich ſprechen können, und er hat es Ihnen, ſcheint mir, ſchlecht gedankt.“

Etwas betroffen ſah ſie zu ihm auf. „Geſchäft iſt Geſchäft,“ ſagte ſie dann ruhig. „Was liegt mir an dem alten Tropf. Wenn er nicht will, läßt er's bleiben. Es iſt nur — er hat immer gut bezahlt. Glauben Sie vielleicht, das Geld verdient ſich heute ſo leicht wie früher? Unſereine ſpürt auch den Krieg.“

Diesmal war es Andreas, der ſtumm blieb.

„Jetzt reden S i e wieder nichts,“ ſtellte das Mädchen heftig feſt. „Bin ich Ihnen vielleicht nicht mehr fein genug, weil Sie mich jetzt bei der Arbeit geſehen haben?“

„— Muß das ſein?“ fragte Andreas leiſe. „— daß Sie von den Männern leben und auf die Straße gehen?“

„Wovon ſoll ich denn ſonſt leben?“ fragte ſie böſe. „Und die Männer leben wieder von mir — erſt der Otto und jetzt der Karl. Der Karl ſchon bald zwei Jahre.“

„Der Karl ſollte ſich ſchämen,“ murmelte Andreas in einer ſchwachen Wut.

„Der Karl!“ rief ſie verteidigend. „Das iſt ſchon ein anderer Kerl wie Sie! Der weiß, was er will.“

„Möchten Sie, daß ich ſo zu Ihnen wäre wie er?“

„Das verſuchen Sie nur, da dürften Sie mich kennen lernen,“ rief ſie herausfordernd, und verbiſſen gab ſie zu: „Der Karl iſt ein Lump, es iſt wahr. Aber wenn man jemanden gern hat, läßt man ſich alles gefallen. Man hat ja nur den einen.“ — Triumphierend: „Sie laſſen ſich doch auch viel von ihm gefallen! Warum denn eigentlich? Warum tun Sie nicht aufbegehren? Sie ſind doch nicht verheiratet mit ihm? Sie ſind doch gerade ſoviel wie er!“

Andreas lenkte ab: „Verdient er gar nichts — hat er vor dem Krieg in keiner Arbeit geſtanden?“

„Ganz und gar hab ich ihn ernährt,“ ſagte ſie voll dumpfem Haß. „Ich hab ihm alles geben müſſen, was ich verdient hab. Das Zimmer und meine Kleider, die muß er mich ja bezahlen laſſen, die brauch ich für meinen Beruf, — aber ich hab ſchon manchmal einen Tag lang nichts zu eſſen gehabt.“

„Und warum ſchauen Sie nicht, daß Sie herauskommen aus dieſem unwürdigen Daſein?“

„Heraus, lieber Herr?“ höhnte ſie. „Wie Sie ſich das leicht vorſtellen! Heraus — und wo denn hin? Wer nimmt denn eine, die ſechs Jahre dabei war, und was hab denn ich gelernt?“

„Eine einfache Stellung —“ ſchlug Andreas unklar vor.

„Als Putzfrau oder Zugeherin, was? Nein, mein Lieber, dafür taugen wir nicht. Dafür haben wir nicht Jahre lang unſere Nägel gepflegt. — Warum ſoll mir's denn ſo ſchlecht gehen? Ich hab die ganze Zeit meine Arbeit getan, ich hab fleißig aufs Geſchäft geſehen, ich ſteh mich gut mit der Polizei, ich bin nie krank geweſen — warum auch ſoll ich auf einmal mit den Putzhadern herumlaufen?“

„Aber was wollen Sie anfangen — ſpäter einmal?“

„Sagen Sie's nur deutlich! Sie meinen: wenn ich zu alt geworden bin für das Geſchäft,“ ergänzte ſie giftig.

„Ja,“ geſtand er.

„Ich —“ und ſie ſtockte. „Das iſt's ja, weswegen ich ihn erſchlagen könnt, den Lumpen, den Karl!“ ſagte ſie wütend. „Wenn e r nicht wär, könnt ich heut ſchon verheiratet ſein. Ich hätt mein Geld auf

der Sparkaſſe und mancher Handwerker wär froh um mich. Ich kann kochen und einem Hausweſen vorſtehen. Und Kinder — die würde ich ſchon gern haben — und wenn's angenommene ſein müßten. Meine Tochter ging ſpäter einmal nicht auf den Fang — die würde ich ſchon aufklären vorher. — Die Finkenzeller Berta, meine frühere Kollegin, die hat einen Droſchkenkutſcher geheiratet, ſie haben eine eigene Kutſcherei jetzt und zwei Pferde. Aber die hat freilich ſechstauſend Mark auf der Sparkaſſ' gehabt, wie ſie Frau geworden iſt."

„Alſo — heiraten — darauf wollen Sie hinaus," ſtellte Andreas aufatmend feſt.

„Es wird ja nichts damit ſein," ſagte ſie in müder Wut. „Man wird irgendwo verrecken eines Tages. Fertig. — Aber das eine wird mir nicht paſſieren: daß ich in der Vorſtadt für fünfzig Pfennige gehe und mich an Betrunkene hinſchmiere. Ich kenne zwei von den Wäbern. Die eine iſt 46 Jahre und Großmutter. Ihre Tochter geht auch auf den Strich, und manchmal kriegen die beiden Krach wegen dem gleichen Kunden. Ich ſchenk ihr meine getragenen Sachen und öfter auch Geld."

„Vielleicht heiratet Sie der Karl," tröſtete Andreas planlos.

„Er denkt gar nicht daran! Wie einfältig Sie auch

daherreden können," ſpottete ſie. „Der müßt ja Prügel haben, wenn er mich wirklich heiraten wollt — und ich auch. Den hab ich doch ohne Heirat ſchon auf dem Hals."

„Alſo, machen Sie ſich frei von ihm," verlangte Andreas.

„Wie Sie ſprechen," ſagte ſie mißtrauiſch. „Wenn der Karl Sie hören würde, der ſchlüg Ihnen das Dach ein! Von mir lebt er doch."

„Eben deshalb ſollen Sie ihn fortſchicken," drängte Andreas.

Aber ſie begriff nicht: „Ich hab immer gemeint, Sie ſind ſein Freund. Und jetzt zeigt ſich's, daß Sie gegen ihn arbeiten. — Er ging auch gar nicht ſelbſt wenn ich ihn loshaben möcht," überlegte ſie. „Ich hab es zweimal verſucht. Einmal hat er mir nur mit dem Meſſer gedroht, aber das zweite Mal hat er mich halbtot geſchlagen."

„Und Sie haben ſich das alles gefallen laſſen?" fragte Andreas bebend. „Hätten Sie ſich doch an die Polizei gewendet."

„Da wär er ja eingeſperrt worden," ſagte ſie befremdet. „Sie geben einem ſchlechte Ratſchläg! Kaum wäre er wieder herausgeweſen, hätt er mich umgebracht — der ſchon! — Und überhaupt: Wie ſollt ich denn dazu kommen, meinen Karl einſperren

zu laſſen. — — An Ihnen hat er ſchon ganz einen beſonderen Freund, das muß ich ſagen.“

Andreas blieb ſtehen. „Ja — lieben Sie ihn denn ſo ſehr?“ fragte er ganz ratlos.

Betti lief allein weiter: „Laſſen Sie mich doch endlich zufrieden mit Ihrem ewigen Gefrag!“ ſchrie ſie. „Wie komm denn ich dazu, Ihnen auf alles und jedes Red und Antwort zu ſtehen.“

Sie gingen verſtummt nebeneinander weiter. Andreas ſagte nur: „Sie werden bald zu Hauſe ſein. Dann ſind Sie mich los.“

„So war's nicht gemeint,“ entgegnete ſie mürriſch. „Und es hat keinen Zweck für Sie, den Beleidigten zu ſpielen. Das zieht bei mir nicht.“

Als ſie vor ihrem Hauſe ſtand, wurde ſie zugänglicher. Sie ſchwang ſich auf zu einer ärgerlich-freundlichen Entſchuldigung: „Ich danke für die Begleitung. Sie müſſen kein böſes Geſicht machen. Es iſt nicht alles ſo gemeint, wie es klingt. Wir ſind oft ſo — wir Mädel. Unſere Nerven ſind nicht ganz in der Reih.“

Er hatte ſchon ihre Hand zum Abſchied in ſeiner — da kam etwas aus der Haustür, das beide zurückprallen ließ. Die alte Großmutter, die nachmittags geſtorben war — die ruckte und rutſchte an ihnen vorbei. Sie rollte wie auf kleinen ſtolpernden Rädern

dahin. „Selber muß man ſein Bier holen,“ knarrte ſie. Ein Bierglas trug ſie ſorgſam in Händen. Sie erkannte die beiden nicht. Sie war wie auf wackelnden Rädern in der dunklen Straße.

Betti ſchlug die Finger vor den Schleier und flüchtete dicht neben Andreas: „Ein Geiſt!“ ſchrie ſie in ſeine Achſelhöhle. „Ein Geiſt!“

„Ja —“ ſagte Andreas ſchaudernd. „Ich weiß nicht — das war doch die alte Frau, die heute Nachmittag zu viel Kuchen gegeſſen hat . . .“

Er löſte das Mädchen von ſich los, und ſie ſahen einander wankend an.

„Ich trau mich nicht hinauf in mein Zimmer! Ich fürchte mich zu Tode,“ wimmerte Betti. „Sie müſſen mit mir kommen, Herr Andreas! Nicht einmal die Treppe ſteige ich allein hinauf!“

Andreas ging, ſelber wie vor den Kopf geſchlagen, wortlos voraus, und das zitternde Mädchen hielt ſich an ihm feſt.

„Geben Sie mir den Schlüſſel,“ bat er oben.

„Nicht aufſperren, nicht aufſperren,“ jammerte Betti. „Schellen — erſt ſchellen!“

Andreas läutete gehorſam. Es rührte ſich etwas. „Horch —?“ Ja — es kam jemand. „Jetzt geht ſie ſchon hier oben wieder um. Geiſter können durch die Fenſterritzen,“ würgte Betti hervor.

Aber es war nur die Hausfrau, welche öffnete. An die hatte keines von beiden gedacht.

„Eben iſt uns die Großmutter als Geiſt begegnet,“ hauchte Betti und mußte ſich an den Türrahmen lehnen.

„Ah nein,“ beruhigte die Frau. „Die lebt ſchon noch. Denken Sie nur, wie ich beim Arzt geweſen bin und heimkomm, hör ich was laufen in der Wohnung. Auf Zehenſpitzen bin ich wieder fort und hol Schutzleute. Und wie die den Einbrecher fangen wollen — einer vorm Haus, einer im Hof, zwei hier oben —, da iſt es die Großmutter. — Sie weiß nicht, was geſchehen iſt mit ihr, geſchlafen hat ſie halt, meint ſie, und iſt wieder aufgewacht. — Wird ſchon ſchwer bewußtlos geweſen ſein. Das liegt in der Familie, meine Schweſter iſt einmal drei Tag nicht zu ſich gekommen, und meine Großtante ſollen ſie lebendig begraben haben. — Aber jetzt iſt ſie nur fort und kauft ſich ein Bier, weil's ihr doch keiner holt, ſagt ſie.“

Betti, ſchwach noch auf den Füßen, ließ ſich in ihr Zimmer bringen und fiel auf den Diwan.

„Halten Sie mir die Streichholzſchachtel,“ bat Andreas, und er entzündete die Lampe. „Wie geht es eigentlich dem kleinen Hund?“ fragte er.

Das Mädchen erholte ſich. „Nicht gut, glaube ich,“ befürchtete ſie. „Er frißt nichts.“

„Sie ſollten doch zu einem Tierarzt mit ihm gehen,“ riet Andreas. Und ſtockend fügte er bei: „Wenn Sie kein Geld für die Behandlung haben — ich will Ihnen welches leihen,“ und er legte ein paar Mark auf den Tiſch.

„Sie haben ein Herz für Tiere, Sie ſchon!“ ſagte Betti auf einmal ganz warm. Und rachſüchtig: „Der Karl iſt ein Schwein. Ich möcht, er bräch ſich einmal die Haxen und müßte daliegen mit einem Zahnbürſtel am Bein.“

„Warum laſſen Sie ſich alles gefallen!“ begehrte Andreas auf. „Zeigen Sie ihm die Zähne! Gehen Sie furchtlos zum Arzt.“

„Er ſchlüg mich,“ ſagte ſie kleinlaut.

„Wenn der Hund elend umkommt — Sie tragen die Schuld ſo gut wie der Karl,“ warnte Andreas.

„Ich werde morgen hingehen,“ entſchloß ſie ſich, und mühſam lächelnd: „Sie können gerade ſo herriſch daherreden wie der Karl. Ich hab gedacht, Sie können nur immer ſtill in der Ecke ſitzen.“

„Gefall ich Ihnen ſo beſſer?“ ſcherzte er.

„Schlechter gewiß nicht,“ ſagte ſie. Ihr ſchmales weißes Geſicht war ihm prüfend zugewandt.

„Jetzt, wo Sie mir gnädig geſinnt ſind,“ ſagte er

lächelnd, „will ich eine Bitte wagen. Aber Sie werden mich nicht gleich wieder hämiſch behandeln?“

Betti verſprach es.

Andreas ſtieß den geſunden Arm vor: „Löſen Sie mir dies Armband! Ich — ich kann es ja nicht abnehmen!“

„Ein Armband tragen Sie?“ fragte das Mädchen verwundert. „Das habe ich noch gar nicht geſehen. Niemand hat das gewußt? Der Karl auch nicht? Wo haben Sie es verſteckt gehabt?“

„Der Karl ſoll nichts erfahren,“ ſagte Andreas ſchnell. „Ich hab es immer hinaufgeſchoben mit Hilfe der Tiſchkante, ſo hoch es ging. Da —, es hat ganz feſt ins Fleiſch geſchnitten.“

Betti beſah die blutunterlaufenen Striemen. Sie ſuchte das kleine Schloß und warf hin: „Ein billiges Zeug — Silber.“

„So?“ fragte Andreas aufmerkſam. „Es iſt nicht viel wert? — Nämlich, davon verſtehe ich nichts. Alſo, es iſt ein ziemlich wertloſes Geſchenk?“

„Silber,“ wiederholte Betti. „Zehn Mark vielleicht.“

„Aber es kommt doch darauf an,“ meinte Andreas, „in welcher Abſicht es geſchenkt iſt — mit welchen Wünſchen und von wem!“

„Von einer Frau?“ fragte ſie lauernd.

„Ja," sagte Andreas.

„Sieh mal an," pfiff Betti gehässig und trat zurück. „Der Herr Andreas läßt sich von Weibern Schmuckstücke schenken und tut, als könnt er nicht auf drei zählen, und schimpft auf andere Männer, die sich was geben lassen. — Da soll Ihnen das schofle Ding nur die wieder abnehmen, die's Ihnen hat umlegen dürfen." Und sie machte sich mit ihrer Puppe zu schaffen.

„Es ist nicht schön," sagte Andreas nach einer Weile und schluckte seinen Stolz hinunter, „— es ist nicht schön, daß Sie meine Hilflosigkeit ausnützen. Sie wissen, daß ich jetzt betteln muß, wenn mir viel daran liegt, das Armband los zu sein."

Das Mädchen schmiß die Puppe aufs Bett. „Geben Sie her!" befahl sie barsch, und sie löste schweigend die Kette.

„Von wem ist denn das Zeug?" fragte sie dann und warf das Armband auf den Tisch. „Wenn ich darauf eine Antwort wollte, hätte ich wohl fragen müssen, eh ich Ihnen den Gefallen getan hab."

„Ich seh an Ihren eigenen Worten," sagte Andreas, „daß Sie's nur wissen wollen, wenn ich's freiwillig sage. Aber ich darf es nicht sagen."

„Dann lassen Sie's bleiben! Was mir schon daran liegt!" warf sie hochmütig hin. — Aber auf einmal rief sie heftig: „Sie sind ein schlechtes Mannsbild!

Sie ſind mindeſtens ebenſo ſchlecht wie der Karl.“ Und ſie ſchluchzte in ihr Taſchentuch.

Andreas ſtand ungläubig — bis er plötzlich eine neue Sicherheit verſpürte. „Aber Fräulein Betti,“ ſagte er ganz kühn und ſanft und wie von einem Traume weitergeführt, „wenn Sie ſich nicht gleich beruhigen, werde ich Ihnen einen Kuß — werde ich Ihnen einen Geburtstagskuß geben müſſen.“

Da fuhr ſie auf, und ſie ſchien beleidigt. „Meinen Körper“, ſchrie ſie, „kann jeder für Geld haben!“ und ſie ſtampfte mit dem Fuß auf. „Für Geld kann ihn jeder gebrauchen, wie er will! Aber küſſen — das gibt's nicht! Ich laß mich von keinem dieſer Schweine küſſen!“

„Von keinem?“ fragte Andreas, erſchrocken über den Ausbruch.

„Nur von einem, den auch ich küſſen will,“ räumte ſie zögernd ein.

„Vom Karl —?“ ſchlug Andreas vor.

Sie ſchwieg. „Von dem — vielleicht,“ überlegte ſie dann finſter.

Andreas ging auf und ab. Er kam in ein Lächeln, er hing einem Gedanken nach. „Sie haben alſo“, ſagte er halblaut und wie im Traum, „eine Seele noch zu verſchenken — und auch einen Körper noch zu verſchenken. Denn Sie haben ſich auch Ihren

Körper vorbehalten — eben in dieſem Mund. Sieh mal an: Sie beſitzen alſo noch alles, was eine Frau einem Manne nur irgend geben kann.“ Und ſein grübelnder Blick lag auf ihren großen Lippen.

Draußen ſchellte es ernüchternd — und Karls Stimme war zu hören.

Andreas nahm das Armband vom Tiſch und ſchob es in den Hoſenſack.

„Das habe ich mir gedacht!“ lachte Karl unter dem Türrahmen, „daß der Herr Andreas hier zu finden ſein wird. Ihr zwei haltet zuſammen, was? Ein Herz und eine Seele. — Auf, Bruderherz, wir müſſen heim in den Stall!“ Er hatte Bier getrunken. Er ſah erhitzt aus.

„Die Roſa,“ ſagte er zu Betti, „die hat geſtern Nacht fünfundſechzig Mark verdient. Allein vierzig Mark von einem alten Herrn. Die verſteht das Geſchäft beſſer als du. Die ſauft auch nicht ſo wie du, mein Liebling. Die wird ſich länger halten und bringt mehr Draht zuſammen. Kauf dir gleich morgen den Maſſierhobel ‚Lüttich‘, verſtanden!“

„Bleib doch bei deiner Roſa,“ ſchlug ſie wütend vor.

„Kann ſchon ſein,“ gröhlte er aufreizend. „Fort, Andreas!“

Der ſagte zu dem Mädchen: „Wann ſehen wir uns wieder?“

„Morgen,“ erklärte Karl. „Ich lad euch ein. Wir müſſen's dem Andreas vergelten, Betti. Und ein nachträgliches Geburtstagsgeſchenk ſollſt du auch haben.“

Sie drehte ihm den Rücken. „Ohne die Roſa —?“ fragte ſie ſcharf.

„Morgen ohne die Roſa,“ lachte Karl —.

Auf der Straße klimperte er mit den Fingern in der Hoſentaſche. „Wir nehmen ein Auto. — Ich habe Einnahmen gehabt,“ warf er hin.

„Spät genug ſind wir wieder daran,“ ſagte Andreas bedrückt.

„Macht nichts,“ tröſtete Karl. „Das Eiſerne reißt alles wieder heraus.“

Im Wagen — Andreas konnte des Freundes Geſicht nicht ſehen, er ſchien anfangs zu ſchlafen — fragte Karl gähnend nach einer Weile: „Und wie war es geſtern bei der rothaarigen Gnädigen?“

„Sie will mir eine Stelle vermitteln, ſpäter, wenn ich geſund bin,“ erzählte Andreas. „Ich bin ihr zu Dank verpflichtet.“

„Und ſie war allein?“

„Woher weißt du das?“ fragte Andreas verwun-

dert zurück und richtete ſich auf. „Ja, ſie iſt allerdings allein.“

„Das ſtand doch im Brief,“ entgegnete Karl beluſtigt.

„Ihr Mann iſt im Auto an die Front gefahren,“ geſtand Andreas — mehr zu ſich ſelbſt. „Er bleibt ein paar Wochen weg.“

„Fürchtet ſie ſich nicht — das überſpannte Weibsbild?“ meinte Karl. „Sie wird wohl viel Dienerſchaft haben, wie?“

„Ein Kutſcher iſt da, ſonſt niemand. Gar keine Dienſtmädchen,“ ſagte Andreas ſinnend. „Aber der Revolver liegt ſchußbereit im Nachttiſch.“

„So, ins Nachtkaſtl zu ſchauen, haſt du ſchon Gelegenheit gehabt,“ ſpöttelte Karl. „Ich gratuliere.“

„Sie hat mir das nur erzählt,“ berichtigte Andreas.

„Demnach — ſo gut wie allein in der großen Villa,“ ſtellte Karl feſt und ſprang heiter aus dem Wagen. „Schau mal an, wie ſchneidig die rothaarigen Frauenzimmer ſind.“ —

„— Karl,“ ſagte Andreas auf der Treppe, „da fällt mir eben ein: ich muß noch auf einen Sprung in den Garten. Ich habe heute Morgen mein Buch auf einer Bank liegen laſſen.“

Und er kehrte um.

Es war dunkel im Garten, aber von den Straßenlampen kam so viel Licht herein, daß Andreas die Wege unterscheiden konnte. Er tastete sich an den blechernen Briefkasten. Er öffnete und suchte so lange mit den Fingerspitzen unter der Watte, bis er etwas Warmes und Lebendiges verspürte — ein weiches Fellchen. Er legte das Kuchenstück daneben, das er seit dem Nachmittag mit sich herumtrug und klemmte beruhigt das Türchen wieder zu.

Als er auf dem Rückweg am Springbrunnen vorbeikam, der in all der Dunkelheit unsichtbar plätscherte und klatschte, als drehe sich jemand verhalten aufgeregt und möglichst leise hin und her im Wasser — blieb er stehen. Er zog das Armband aus der Tasche. „Nun werf ich", raunte er halblaut und lächelnd, „hier ins Wasser ‚all mein zukünftiges Glück'. — So hat sie sich doch ausgedrückt."

Er zuckte mit der Hand und entließ es. Er lauschte vorgeneigt. Aber aus dem Plätschern und dem Klatschen hob sich kein gesonderter Ton, der ihm Bescheid gegeben hätte.

„Nichts von Belang," sagte er über den nächtlichen Garten hin und ging hinauf zu den Kameraden.

Der Teetiſch

Wie Karl und Andreas am Nachmittag bei Betti ſchellten, öffnete die Hausfrau. Sie hielt ein Tuch vor verweinte Augen. „Die Großmutter iſt tot,“ jammerte ſie.

„Wieder einmal,“ ſagte Karl ruhig. „Ja ja — die ſtirbt jeden Tag. Das ſind wir jetzt ſchon gewöhnt.“

„Aber nein,“ beſtritt die Frau, kummervoll gekränkt, „diesmal iſt ſie wirklich in Gott entſchlafen. Der Herr Doktor war ſchon da und hat's geſagt und hat den Schein ausgeſtellt.“

„Glauben Sie nur dem nicht!“ rief Karl. „Was wetten wir, die Alte holt ihr Bier heut Abend wie geſtern ſelber beim Wirt.“

„Das iſt's ja — mit dem Bier,“ wimmerte die Hausfrau. „Zuviel hat ſie geſtern Abend getrunken auf die Zwetſchen — zuviel Bier! In der Nacht hat ſie dahin müſſen.“

„Jeder ſtirbt einmal,“ ſagte Karl und ſchob die Frau beiſeite. „Sollen jetzt vielleicht nur die jungen Männer ins Gras beißen, und die alten Weiber ewig leben?“

Betti kam, ſchon fertig angezogen und im Hut, auf den Gang. „Gehn wir gleich,“ ſchlug ſie vor, „mir iſt

nicht behaglich in dem Trauerheim. Es grauſt mir in dem Totenhaus.“

Zu dritt gingen ſie durch die Stadt. Andreas fiel es auf, daß der ſchale Gleichmut des Mädchens heute wie erhellt war von einer ungelenken Heiterkeit. Sie verſtand ſich dazu, einen Knopf ſeines Waffenrockes — er konnte den verbundenen Armſtumpf zum erſtenmal im Ärmel tragen — liebenswürdig zuzuknöpfen, und als Karl eine Derbheit ſagte, erwiderte ſie mit einem Scherzwort.

Man einigte ſich auf die Paradieslichtſpiele. Dort wurde gegeben: Die taube Braut des toten Feldunterarztes, ergreifendes Seelendrama — und: Otto malt Bilder, hochkomiſch.

Als ſie — noch nicht weit von Bettis Wohnung — eine breite Straße mit Anlagen überquerten, entdeckten Andreas' gute Augen in der Ferne Vivien. Sie ſaß im Zweiſpänner und kam auf ihn zugefahren. Andreas fühlte ſich unbehaglich und wünſchte ſich weg. Er hoffte, nicht geſehen zu werden und nicht grüßen zu müſſen — er rechnete damit, daß der Wagen ſo flink er heranrollte auch vorbei ſein werde.

Da geſchah es, daß das Handpferd in einer Pfütze des Aſphaltpflaſters ausrutſchte und auf die Hinterbeine zu ſitzen kam. Es wurde vom Schwung des Wagens weitergeſchoben und drohte ganz zu ſtürzen.

— Natürlich, dachte Andreas in einem kalten Schreck. So muß es kommen! Sie wird aus dem Wagen fallen — mir vor die Füße — und ich werde ſie vor allen Leuten aufheben müſſen.

Karl ſprang hinzu und griff mit einer Hand in den Zügel, umklappert von dem ſcharfen Schlagen aufgeregter Hufe. Schnell brachte er das verlangſamte Fuhrwerk zum Halten — kaum, daß er drei Schritte mitgezogen wurde.

Schon war auch das Pferd wieder auf den Füßen. Karl blieb, ganz ſachlich, vor dem zitternden Tiere ſtehen. Er beſänftigte es mit langgezogenen Ausrufen.

Der Kutſcher kletterte vom Bock, und Vivien ſtieg aus dem Wagen — und ſie ſah gleich, außerhalb des Kreiſes zuſammenſtrömender Neugieriger, Andreas ſtehen.

Sie winkte ihm zu, er fuhr mit den Fingern der Linken an den Mützenrand und verbeugte ſich und mußte näher herankommen.

„Das war ein Schreck," ſagte ſie und war ſtolz darauf, ſchon wieder lachen zu können. „Wenn Ihr tapferer Kamerad nicht geweſen wäre — wer weiß, was ich erlebt hätte." Und mit einem Scherz, der mehr ein Tadel war: „Sie hätten mich ſeelenruhig umkommen laſſen."

„Ich —“ ſagte Andreas und blieb ſtecken.

Karl trat hinzu und legte die Hand an die Mütze. „Er war nicht bei der Reiterei. Er weiß mit Röſſern nicht umzugehen. Man darf nicht zu viel von ihm verlangen,“ verteidigte er Andreas wohlmeinend.

Vivien gab ihm die Hand. „Ich danke Ihnen für das mutige Zugreifen,“ ſagte ſie.

„Das war ſelbſtverſtändlich,“ entgegnete Karl in außerordentlicher Beſcheidenheit.

— Immer größer wurde der Kreis von Gaffern. Ein Schutzmann drängte ſich durch die Menge und hatte ſchon das Notizbuch in der Hand. Aus einer nahen Polizeiwache, in der Seitengaſſe, kam ein zweiter.

„Können wir nicht weiterfahren?“ fragte Vivien ihren Kutſcher, beläſtigt und ungeduldig.

„Gleich —“ erwiderte der; am Geſchirr ſei noch einiges zu richten.

„Wünſchen Sie meinen Namen?“ fragte Karl inzwiſchen die Schutzleute ſehr von oben herab. „Karl Dobler heiße ich.“ Und er gab Näheres an. Die beiden Beamten grüßten ſtramm und höflich, als ſie das Eiſerne Kreuz ſahen, und der eine ſchrieb auf, was Karl diktierte. „Es wird kaum nötig ſein, Herr Dobler, Sie zu notieren,“ ſagte er achtungsvoll. „Es iſt ja nichts geſchehen.“ Trotzdem ſchrieb er noch; er

ſchien Karls Bereitwilligkeit nicht kurzerhand abweiſen zu wollen.

Die herumſtehende Menge beſprach den Fall. — „Der mit dem Eiſernen Kreuz?“ rief eine fragende Stimme.

„Jawohl — der!“ ſagte eine Frau. „An die durchgehenden Pferde hat er ſich gehängt — mit ſeinem einen Arm. Geſchleift iſt er worden, aber nicht losgelaſſen hat er!“

„Der wagt ſein Leben oft,“ lachte einer bewundernd. „Eben erſt fürs Vaterland und jetzt ſchon wieder!“

Karl hörte die Reden, und er zwinkerte den Leuten wohlwollend zu. „Wenn's auch kritiſch war — wer Schneid hat, bringt ſich ſchon durch,“ ſagte er einfach. — Und mit Bezug auf Vivien raunte er Andreas zu: „Faule Wirtſchaft! Die hat nicht einmal einen Diener dabei.“

Vivien ſtieg wieder ein. „Falls die Herrſchaften nichts Beſſeres vorhaben — darf ich Sie bitten, mitzukommen,“ forderte ſie auf. „Sie ſollen ſich bei mir zu Hauſe von dem Zwiſchenfall erholen.“

Und da ſie Andreas einen verlegenen Einwand vorbereiten ſah, beruhigte ſie ihn: „Ich weiß ſchon, daß das junge Mädchen dort zu Ihnen und Ihrem Freunde gehört. Natürlich ſoll auch ſie mitfahren.“

„Es iſt die Braut meines Kameraden," ſtellte Andreas mit Überwindung Betti vor. Die nickte nur mürriſch.

„Bitte, ſteigen Sie ein, liebes Fräulein," bat Vivien gewinnend. „Herrn Ammanns Freunde ſind auch meine Freunde, und es können nur nette Menſchen ſein."

Die drei beſtiegen den Wagen, Karl ſetzte ſich gleich neben Vivien, Andreas und Betti nahmen den Rückſitz ein.

Als die Pferde antrabten, zog die Menge murmelnd und mit ehrfürchtigen Blicken die Hüte.

Karl griff mit einem Abſtand haltenden Lächeln an den Mützenrand, lehnte ſich aus dem Fond des Wagens ſpieleriſch vor und beließ die Finger in grüßender Stellung, bis er an der Menſchenwand vorbeigefahren war.

„Das Vaterland ehrt ſeine Helden," ſagte Vivien freundlich zu ihm.

„Gehört ſich auch ſo," meinte er. „Wenn man ſeine Knochen für die Bande riskiert, dürfen ſie ſchon ihre Deckel von den Dickſchädeln reißen."

Andreas und Betti verhielten ſich ſchweigend. Das Mädchen betrachtete aufmerkſam und ausdauernd die Kleidung der gegenüberſitzenden Frau. Einmal ſagte ſie: „Der Dame iſt eine Haarnadel am Hinaus-

rutſchen.“ Und als Vivien ſie nicht finden konnte: „Warten Sie, ich werde das beſorgen. — Was unſereinem ſchon die Schlamperei einer Friſur für Arbeit macht.“ Dann ſchwieg ſie.

Vivien wollte danken, aber ſie ſtieß bereits wieder auf eine ablehnende Miene.

Andreas ließ ſich ſtumm durch die Straßen fahren. Er fand — das weiße Tiergeſicht halte Stand neben der Perlenmattheit der rotblonden Frau. Und wenn er deren weißbelederte Hand verglich mit der gleichfalls weißen Bettis, ſo war ſie es, welche die ſchmalere und feinere zu haben ſchien.

Vor der weißen Villa angekommen, beklatſchte Karl ſachkundig die Pferdehälſe und wechſelte ein paar fachmänniſche Ausdrücke mit dem Kutſcher, den er aber in ſeine Schranken zurückwies, als er vertraulich zu werden Anſtalten machte.

Betti beſtaunte ſtumm die nackten Menſchen oben an den Wänden des Vorraumes, tauſchte mit Karl einen Blick der Verſtändigung, hielt die Hand vor den Mund, um nicht herauszuplatzen — und ging aus überwundener Gefahr mit einer mehr vertrauenden Miene hervor.

Vivien führte ihre Gäſte in das Zimmer, in welchem Andreas ſchon Tee mit ihr getrunken hatte, und bat, einen Augenblick ſie zu entſchuldigen; ſie müſſe

ihrer derzeit einzigen weiblichen Hilfe, der Kutſchersfrau, Weiſungen erteilen.

Als ſie draußen war, lachte Betti doch noch ihr zurückgedrängtes Lachen und ſagte: „In Mannheim war ich einmal in einem Haus — zur „Goldenen Neun“ —, da ſind auch ſo nackte Menſcher an die Wand gemalt geweſen.“

Karl ging umher und bekrittelte oder belobte die Einrichtung. „Nobel,“ ſagte er und fuhr mit dem Handrücken genießeriſch über die Seide der Stofftapete. „Auch nicht ſchlecht,“ bekannte er und klopfte auf den Marmor der Dampfheizung. „Ganz gute Arbeit. Nämlich vom Stein verſteh ich was: ich war Lehrling in einer Schleiferei, aber der feine Mehlſtaub iſt meinen Atmungsorganen nicht zuträglich geweſen. Ich hab mich bald wieder empfohlen.“

Betti zeigte Verſtändnis für die Gardinen. „Der Meter wenigſtens acht Mark,“ erkannte ſie an und ſie ließ den Zipfel, den ſie in der Hand hielt, ſchuldbewußt wieder fahren, denn Vivien kam herein.

Sie gab Andreas ein Zeichen, er möge ſich und ſie nicht verraten, und ſagte zu Karl: „Herr — Dobler, nicht wahr? — Alſo, Herr Dobler, möchten Sie wohl, daß Ihr Bild in einem illuſtrierten Blatt erſcheint?“

„Weshalb — in einem Blatt?“ fragte Karl lauernd und ſchien unliebſame Erinnerungen zu haben.

„Sie fragen,“ lachte Vivien, „als handle es ſich um einen Steckbrief! Die Sache iſt die: Ich will Sie photographieren und dann dafür ſorgen, daß das Bild in einer illuſtrierten Zeitung veröffentlicht wird. Kommen Sie!“

Und ſie ſchritt voraus nach dem Wintergarten — den Weg, den ſie neulich auch mit Andreas gemacht hatte.

„Nein — in einem Blatt, nein!“ ſagte Karl mit großer Beſtimmtheit. „Die gnädige Frau werden mich jetzt für närriſch halten, aber das Bild wird nicht zuſtande kommen! Wenn ich auch meinen Abſcheu gegen das Photographiertwerden vielleicht der gnädigen Frau zuliebe überwinden könnte — ſo den Hanswurſten von jedermann zu machen und dann von Hand zu Hand und von einer Naſe unter die andere zu wandern, nein, dazu kann ich mich nicht hergeben. — Da iſt ja der Andreas, möchten Sie bitte den photographieren.“

Vivien erſchrak, aber ſie faßte ſich ſchnell. „Die Zeitung bringt nur die Bilder von Leuten, welche das Eiſerne Kreuz tragen,“ lockte ſie verführeriſch.

„Tut mir leid,“ ſagte Karl achſelzuckend.

„Iſt das wirklich Ihr letztes Wort?“ fragte Vivien erſtaunt.

„Es muß mein letztes bleiben,“ entgegnete er bedauernd, jedoch unerſchütterlich. „Photographieren Sie den Andreas.“

„Ich erkläre Ihnen doch, daß es nicht geht,“ ſagte Vivien ungnädig. Und zu Andreas: „Sie müſſen entſchuldigen, Herr Kaſtan, aber die Zeitung iſt einmal ſo.“

„Bitte,“ ſagte der mit geſchnürter Kehle.

Sie ſtanden alle in Viviens Boudoir. „Alſo, dann kehren wir wieder um,“ befahl ſie.

Aber Betti konnte ſich nicht entſchließen. Sie blieb ergriffen ſtehen und ſah in die Runde.

„Bitte, liebes Fräulein,“ ſagte Vivien, „Sie dürfen ſich hier nicht ſo genau umſchauen. Sie werden ſelbſt wiſſen, daß immer ein wenig Unordnung herrſcht bei uns Frauen, die wir ſtündlich zu Nadeln und Kämmen und tauſend kleinen Dingen greifen müſſen.“

Das Gleiche hat ſie vorgeſtern mir zugelächelt — dachte Andreas.

Betti, ganz hingenommen von dem, was ſie ſah, verlor ihre Zurückhaltung und berührte einen großen Haarkamm, der auf dem Friſiertiſchchen lag. „Echt Schildpatt?“ fragte ſie ehrfürchtig.

Aber Karl ſchlug ihr auf die Hände: „Läßt es liegen! Fremde Sachen befingert man nicht ohne Erlaubnis.“ Und zu Vivien: „Ich bitte um Entſchuldigung wegen der ſchlechten Erziehung.“

„Wenn du nur ſelber erzogen wärſt, Lümmel!“ ſagte Betti grob.

„Aber, meine Herrſchaften,“ lächelte Vivien bezaubernd, „wir wollen doch Frieden halten. — Betrachten Sie, liebes Fräulein, ganz ohne Scheu, was Ihnen Spaß macht!“

Karl wollte ſeine gute Kinderſtube zeigen. Er ſagte zuvorkommend: „Gnädige Frau wohnen wirklich ausnehmend hervorragend. Dieſer Raum ſcheint mir einer der aparteſten von der ganzen Baulichkeit.“

Vivien nickte: „Früh morgens, wenn es ſchön iſt, vom Lager auf und ſofort hinaus in die Sonne!“

Sie entbreitete die Arme und ſchritt königlich dahin. „Deshalb bewohne ich dieſes Zimmer, von dem gleich ein paar Stufen in den Garten führen. Und ich ſperre häufig nicht einmal ab, um der Natur nur immer ganz nahe zu ſein — dem Waſſer und den Bäumen, unſer aller Mutter — dem Geheimnis, wie man jung und ſchön bleibt — nicht wahr, Fräulein?“

„Wahrſcheinlich,“ ſagte Betti ernüchtert und ſchon wieder mürriſch.

„Und Einbrecher?“ fragte Karl lachend.

Vivien machte eine kindliche Miene. „An die glaube ich einfach nicht,“ ſagte ſie fromm. „Es gibt keine böſen Menſchen mehr. Dieſer große Krieg hat alle gut gemacht — und gerade die, welche früher vielleicht ſchlecht waren: die Armen und Einfältigen. — In jeder Zeitung können Sie leſen, wie auffallend die Zahl der Verbrechen geſunken iſt.“

„— Bis zehn Uhr müſſen Sie immerhin ſchlafen. Früher kommt die Sonne jetzt nicht heraus,“ ſagte Karl, „— weil Sie von frühmorgens reden.“

„Iſt zehn Uhr nicht frühmorgens? —“ und Vivien lachte melodiſch. „Für die Herren Soldaten nicht, ich verſtehe. Aber unſereine, die nachts ihre Arbeit verrichtet, kann nicht um ſechs Uhr aufſtehen.“

Betti wurde wieder lebhaft. „Diesmal haben Sie recht,“ ſtimmte ſie bei.

„Sie ſind doch nicht auch beim Theater, Fräulein?“ fragte Vivien ſpöttiſch. „Nun erzählen Sie mir einmal: was treiben Sie überhaupt?“

„Sie privatiſiert,“ griff Karl ein. „Sie hat Vermögen von der Großtante.“

„Da hat ſie's beſſer als ich. Ich muß arbeiten,“ lachte Vivien. „— Ihr ſeid vortreffliche Menſchen! — Aber nun wollen wir endlich wieder in das andere Zimmer gehen.“

Karl machte ein bedenkliches Geſicht, als er den Tee ſah. Und er hielt mit ſeinen Wünſchen nicht zurück. „Meine gnädige Frau,“ ſagte er, „auf die Gefahr hinauf, daß man mich als einen Unbeſcheidenen auslegt, möchte ich mir die Bemerkung erlauben, daß ich lieber ein Bier haben möchte, falls ein ſolches erreichbar wäre.“

Vivien war bereit, alles für ihre Gäſte zu tun. Sie rief mit der Glocke die Kutſchersfrau herbei; die erklärte, Flaſchenbier drüben in der Wohnung zu haben.

„Beſſer wie gar nichts,“ gab Karl ſeufzend von ſich. „obzwar ein ſolches vom Faß außerordentlich vorzuziehen wäre.“

„Du haſt eine feine Erziehung, du!“ rief Betti in gehäſſiger Freude, Karl entgleiſen zu ſehen. „Du mußt mir den Herrn Schullehrer machen, du ſchon!“

Karl drohte aufzuſtehen und handgreiflich zu werden. Vivien mußte ſich ins Mittel legen, und ablenkend ſagte ſie: „Wirklich ein ſehr feines Koſtüm haben Sie an, Fräulein.“

„Von der Zwillich Roſa,“ erklärte Betti bereitwillig. „Die hat's von einer Gräfin in Zahlungsſchwierigkeiten. Aber ſie kann es nicht tragen. Sie kriegt auf einmal ſo ein ſtarkes Herz — kaum daß ſie es gekauft hat. Es ſpannt unter der Achſel.“

„Das Herz?“ ſcherzte Vivien.

„Das Kleid!“ murrte Betti.

„Wenn man ſo gemütlich beiſammen ſitzt,“ ſagte Vivien heiter, „ſollte man gar nicht meinen, daß irgendwo da draußen Krieg iſt, daß Menſchen aufeinander ſchießen.“ Sie ſchlug die Hände vor's Geſicht. „Wie iſt es überhaupt möglich, ſo etwas zu tun!“ rief ſie klagend aus. „Ich könnte nicht einmal ein Tier töten. Mein Vater hat in Chikago mit Tierhäuten gehandelt. Mir ſchaudert immer, wenn ich daran denke. Dieſen armen Weſen einfach die Felle abzuziehen — iſt das nicht ſchrecklich?“

Aber ſie ſtieß bei den Männern auf Teilnahmloſigkeit. Nur Betti belebte ſich: „Tiere habe ich auch ſehr gern. Ich habe einen ſehr feinen, wertvollen Pinſch, den Flocki, nur iſt er augenblicklich leidend, nämlich infolge einer Gemeinheit.“ Und ſie warf Karl einen böſen Blick zu.

„So?“ rief Vivien. „Sie mögen Tiere. Da müſſen Sie meinen ſüßen Kater kennen lernen. Wo ſteckt er denn?“ Und ſie ſtieß Lockrufe aus.

„Der Herr Andreas,“ brachte Betti haſtig hervor, „der iſt auch ein Tierfreund, er liebt eine weiße Maus.“

„Ich weiß,“ nickte Vivien vor ſich hin — und er-

wachte, weil Karl herausplatzte, und weil die mißtrauischen Augen Bettis an ihr forschten.

„Ich weiß," sagte sie ruhig, „daß Herr Kastan so etwas wie ein Sonderling ist. „Ihm sind weiße Mäuse angemessen. Und ich wundere mich nicht, dies zu hören."

Karl und Betti und Vivien lachten. Nur Andreas rührte kein Glied seines Körpers.

„Sie selbst, Herr Kastan," rief Vivien herausfordernd, „scheinen heute gar keine Verpflichtungen zu fühlen! Äußern Sie sich auch einmal!"

„Ich —" begann Andreas und blieb stecken.

„Das Gleiche", neckte Vivien, „haben Sie bei unserem Zusammentreffen auf der Straße gesagt. Dazwischen gar nichts! — Denken Sie," rief sie mit veränderter Stimme, „der Offizier, mit dem Sie mich auf dem Bahnhof gesehen haben — auch Sie, Herr Dobler —, er ist gestorben."

„Gestorben?" fragte Andreas ungläubig und mit einem leisen Schauder. „Aber es schien ihm doch gar nicht schlecht zu gehen."

„Er hat plötzlich Fieber bekommen, seine Schußwunden haben geeitert, er ist an Blutvergiftung zugrunde gegangen," erklärte Vivien. „Und er war nach ärztlicher Aussage längst außer Lebensgefahr."

„Mein Gott, die Doktoren!“ warf Karl verächtlich hin.

„So etwas kann also geſchehen?“ ſagte Andreas tonlos. Er hob ſeinen Armſtumpf und ſah in das leere Ärmelloch.

„Gelt ja?“ höhnte Karl, „du ſpürſt ſchon was! Du mußt auch noch draufgehen! Iſt die Blutvergiftung ſchon da?“

„Spotten Sie nicht,“ ſagte Vivien böſe. „Auch er hat ſeine Pflicht getan. — Aber jener Leutnant, von dem ich erzählt habe — er hatte ſchon daran gedacht, wieder ins Feld zu ziehen. Was für Menſchen! Ich bin Amerikanerin, aber ich fühle mich heute ganz als Deutſche — man muß ſich ja als Deutſche fühlen. Unſere deutſchen Offiziere — jeder von ihnen iſt ein Held! Der Bruder einer Kollegin von mir iſt verwundet worden am Bein. Als er nur wieder ſoweit war, daß er zu Pferde ſitzen konnte, iſt er gleich hinaus. Er hat wahrhaftig noch nicht wieder gehen können, er humpelte an ſein Pferd heran, man mußte ihn hinaufheben, aber der Arzt verſuchte vergebens, ihn noch feſtzuhalten. — Alle ſind ſie Helden.“

„Gehört ſich auch,“ ſagte Karl kalt. „Vierundvierzig Jahre lang haben ſie nichts getan. Jetzt ſollen ſie nur ein biſſel was arbeiten. Nachher kommt doch wieder die faule Zeit.“

„Sie reden recht unschön," verwies ihn Vivien.

„Es ist etwas daran, glaube ich," sprang Andreas für Karl ein. „Einem Offizier, der keinen Krieg erlebt, muß zu Mut sein, wie einem Schauspieler, der fortwährend nur Proben mitmacht. Er muß unruhig werden und sich unbefriedigt fühlen. Er müht sich ab für nichts im Grunde. Beinahe muß er sich lächerlich vorkommen — falls es ihm nicht genügt, nur immer im Kostüm spazieren zu gehen. Es gibt auch solche. — Aber eines Tages wird es Ernst — und die ganze Welt ist als Zuschauer geladen; man spricht vom Kriegsschauplatz und vom Kriegstheater. Er soll zeigen, was er in den hundert kleinen Proben — dem täglichen Dienst — und in den Generalproben — den Manövern — sich erspielt hat, ob er befähigt ist und ob er gelernt hat."

„Auf einmal kann er Reden halten," lachte Vivien, „wo es den Freund zu verteidigen gilt. Der Bann ist gebrochen. Bravo, Herr Kastan."

„Anders verhält es sich mit dem Volk," fuhr Andreas fort. „Es wird gedrillt — auch für den Krieg. Aber der Krieg ist nicht sein Beruf, er ist eine drohende Gefahr, die nur immer vorbeigehen soll. Darauf hofft man doch stets — auch diesmal hat man darauf gehofft," sagte er leise und schmerzlich.

„Sie waren nicht gerne dabei?“ fragte Vivien. „Sie möchten nicht wieder hinaus?“

Andreas ſchwieg.

„Ich ſchon,“ verſicherte Karl. „Wie ich verwundet von draußen fortgebracht worden bin, hab ich noch zu meinen Kameraden geſagt: ein paar von den Franzoſenſchädeln hebt für mich auf! Ich komm ſchon wieder und ſchlag ſie ein. Freilich — ſtumpfſinnig im Schützengraben liegen, wie der Andreas, das wär nichts für mich. Einen Gaul muß ich zwiſchen den Schenkeln haben.“

„Es kann ſchon gut ſein im Schützengraben — in der Nacht, wenn es ſtill iſt,“ meinte Andreas.

„Der hat's immer mit der Nacht,“ feixte Karl.

Andreas machte eine unbeſtimmte Kreisbewegung mit dem Armſtumpf. „Irgendwo“, ſagte er, „brennt dann am Erdrand ein Dorf; es blutet ganz lautlos in den Himmel. Fröſche quaken und die Sterne ſind da —“

„Wenn du die nur haſt!“ höhnte Karl dazwiſchen.

„Gar nichts geſchieht,“ fuhr Andreas unbeirrt fort, „als daß die kühle Nacht ſo durch uns hingeht. Aber drüben — wie bei uns — kauern tauſend Gewehre, ſie lauern auf den Morgen, und ihr ungeborener Knall, der ſchon im Lauf ſteckt, ſoll in ihn hinein-

ſchreien — wie der Haß und die Wut ſelber in eine große Ruhe.“

„Herr Kaſtan,“ ſagte Vivien erſtaunt, „was machen Sie für Worte? Wo haben Sie die Ausdrücke her!“

„Ich werde ſo etwas geleſen haben im Lazarett,“ entſchuldigte ſich Andreas beſchämt. „Aber es iſt wahr, ſo iſt einem ſchon zu Sinn.“

„Und Sie möchten nicht wieder hinaus?“ wiederholte Vivien ihre Frage.

„Hinaus kann ich nicht wieder,“ ſagte Andreas grübelnd. „Aber ich möchte gegen den Feind im eigenen Land marſchieren.“

„Es gibt keine Parteien mehr!“ rief Vivien lebhaft und ſtolz, auf dem Laufenden zu ſein.

Andreas ſchüttelte den Kopf. „Ich meine nicht die Parteien, ich meine die Zeitungen. Ich hab mich umgeſchaut und oft in der Stadt Blätter gekauft. Was die zuſammenlügen, fahrläſſig und auch bewußt — da ſteigt einem der Ekel auf. Ich habe nicht eine Zeitung in die Hand bekommen, die den ehrlichen Willen hat, ehrlich zu ſein — die ſich auch nur geſittet beträgt. Wenn Deutſchlands Stolz das Heer iſt, — ſie ſind die Schande Deutſchlands.“

„Es gibt ſchon ſolche, die gut ſind. — Und dann muß eben Stimmung gemacht werden,“ meinte Vivien.

„Das habe ich öfter ausſprechen hören," ſagte Andreas. „Ich weiß nicht, ob es nötig iſt. Ich glaube, alle Deutſchen fühlen deutlich genug, worum es heute geht. Aber ſelbſt wenn es nötig iſt, Stimmung zu machen — ſie ſind auch dazu nicht fähig. Sie ſind nur fähig, Haß zu machen, Berge von Haß zu ſchaffen, die es ſpäter wieder wegzuräumen gilt. Sie ſind nur fähig, gewiſſenlos Deutſchlands Gegner zu verleumden, ins Erbärmliche zu ziehen, ſie als feig und untauglich hinzuſtellen und ſo das kämpfende Deutſchland ſelbſt zu erniedrigen. Denn leiſtet d e r Heldentaten, der einen davonlaufenden Schwächling überwältigt? — Sie ſind nur fähig, ihre Sache, die nicht die Sache der guten Deutſchen ſein kann, mit den übelſten Mitteln zu fördern, große Anklagen zu bringen und — wenn es gar nicht mehr anders geht — kleine Berichtigungen. So offenſichtliche Lügen werfen ſie hinaus, daß man errötet, weil einem die Dummheit zugemutet wird, man ſoll ſo etwas glauben. — Wer draußen geweſen iſt, der ſieht klarer."

„Manches mag richtig ſein, was Sie ſagen," meinte Vivien. „Aber die Zeitungen vermitteln uns etwas, was köſtlich zu leſen iſt und wahr ſein muß. Das ſind die Feldpoſtbriefe."

„Die Feldpoſt," ſagte Andreas langſam. „Ich habe

viele Karten von Kameraden geleſen. Sie haben ſich helfen laſſen von mir, weil ſie gewußt haben, daß ich beſſer mit der Feder umzugehen weiß. ‚Liebſte Eltern,‘ haben ſie geſchrieben, ‚ſchickt mir eine Wurſt. Der Speck, wo Ihr geſchickt habt, war ſehr gut. Ihr ſollt mir auch ein Brot ſchicken.‘ — Weshalb denn Brot, hab ich gefragt. Ihr bekommt doch genug von der Feldküche. — ‚Daß man halt was hingeſchrieben hat,‘ haben ſie geantwortet und haben weiter auf der Karte gefragt: Hat die Bleß ſchon gekalbt? Oder: Der Baſtian Joſeph, iſt er wieder aus dem Spital? Oder: Wann wird denn der neue Tanzboden eingeweiht?“

„Das ſind die Burſchen vom Land,“ meinte Vivien. „Die haben kein Verſtändnis für die großen Ereigniſſe um ſie her. Aber die Gebildeten —“

„Die ſogenannten Gebildeten, Frau Viviani, — wiſſen Sie, weshalb da die meiſten draußen im Feld ihre ſchönen langen Briefe ſchreiben? Damit ſie ſich nachher gedruckt in der Zeitung ſehen. — Verfaſſe doch auch mal ſolch einen Brief, den man veröffentlichen kann, bittet die Braut. — Wir haben Verbindungen zum Redakteur Hummel, erklärt die Mutter. Und dann kommen Briefe zuſtande, in denen aufgeſchnitten, entſtellt, erfunden, weggelaſſen wird — wie's der Schreiber gerade für angebracht hält.

Und dieſe Briefe kommen, angeblich als die klarſten und unmittelbarſten Bilder einer großen Zeit, in die Blätter. Und wer iſt ſchuld daran? Zuletzt doch nur die Blätter.“

„Sie ſind ein Radikaler!“ lachte Vivien. „In allen Fällen wird es wohl nicht ſo ſchlimm ſein.“

„Nicht in allen Fällen,“ gab Andreas zu. „Aber der Durchſchnitt iſt ſo, und der iſt maßgebend.

Er ſchwieg, und die anderen auch. Karl brummte Unverſtändliches. —

— Viviens weißer Kater tauchte aus einer Ecke auf — mit ſteil gehobenem Schwanz. Betti ſtieß einen Freudenſchrei aus. Er kam zu ihr und rieb ſich, hingeſchlängelt an ihre blauſeidenen Strümpfe. Sie lachte gekitzelt und nahm ihn auf den Schoß. „Wie weiß er iſt und weich und warm,“ lobte ſie ihn. „Gerade wie die Maus vom Andreas.“

„Die Maus des Herrn Kaſtan ſcheint Sie ſehr zu beſchäftigen,“ meinte Vivien mit rätſelhaftem Ton. Und da ſie die feindlichen Augen Bettis bemerkte, rief ſie verändert: „Sie müſſen mir verraten, liebes Fräulein, woher Sie Ihr tadelloſes Korſett bezogen haben. Wir Bühnenkünſtlerinnen ſind ſehr darauf aus, gute Quellen zu wiſſen.“

Betti war gleich bei der Sache. Sie belehrte: „Am wichtigſten iſt für ſchwere Damen wie Sie, daß der

Leib nach oben weggehoben wird. Die Roſa, wo auch recht dick iſt, kauft bei der Jungmann, Baldergaſſe 12.“

„Wer iſt denn dieſe Roſa? Sie ſprachen ſchon einmal von ihr?“ fragte Vivien harmlos und gewinnend.

„Meine Kollegin Roſa doch!“ ſagte Betti ungeduldig — und bekam im nächſten Augenblick unter dem Tiſch einen Fußtritt von Karl.

„Kollegin?“ fragte Vivien gedehnt. „Ich denke —“

„Nämlich eine frühere Kollegin,“ bemächtigte ſich Karl der Antwort. „Wenn man die Betti erzählen hört — da geht ſchon alles durcheinander wie Kraut und Rüben! Das iſt doch mit allen Frauenzimmern ſo, daß ſie nicht vernünftig eins nach dem anderen ſagen können.“

„Eine frühere Kollegin —“ fragte Vivien beluſtigt und ſchien geſpannt, wie es weitergehen werde.

„Aus der Zeit,“ erklärte Karl, „wo ſie noch auf der Bekleidungsakademie tätig war. Das war, bevor ſie —“

„Ich verſtehe!“ unterbrach ihn Vivien. „Das war die Zeit, bevor die Erbtante ſtarb.“

„Richtig,“ beſchloß Karl.

Vivien ſtand auf, ging hin und her und überwand

ein innerliches Lachen, das ſchon um ihre ſchweren Augendeckel zuckte.

Auch Andreas erhob ſich. Er ſah in Viviens Unruhe die Aufforderung, ſie zu verlaſſen. „Wir werden jetzt gehen müſſen," ſchlug er beſcheiden vor.

„Aber nein!" rief Vivien. Sie nahm eine Photographie vom Kamin und ſagte ablenkend: Sehen Sie, das iſt der junge Offizier, von dem ich erzählt habe — der nun tot iſt."

Andreas nahm das Bild. „Daß er wirklich noch hinterdrein hat ſterben müſſen," ſagte er kopfſchüttelnd.

„Darüber kommen der Herr Profeſſor nicht weg," lachte Karl.

„Wie doch eigentlich vom Standpunkt eines einzelnen aus," meinte Andreas und gab das Bild zurück, „wie von ſeinen Leiden aus geſehen der ganze Krieg ein anderes Geſicht bekommt."

Er blickte ein wenig unſicher umher, aber er fuhr mutig fort: „Auf einmal iſt dann der Gewinn eines ganzes Krieges zu ſchwer bezahlt mit dem Elend auch nur eines einzigen Menſchen. Käme es auf einen an, der, ſagen wir, ſein Augenlicht verloren hat — auf ihn allein —, er würde, wenn er die Kraft hätte ehrlich zu ſein, ganz Deutſchland dafür hingeben müſſen, nicht mehr blind zu ſein. Und könnte

einer ſein Land retten dadurch, daß er ſich freiwillig und langſam zu Tode quälen ließe — ein einzelner das ganze Land retten! — ich glaube, er müßte ohnmächtig ſein Vaterland im Stiche laſſen. Denn der einzelne — das iſt doch die Welt. Eine Welt wird vernichtet — und wofür? Damit eine Welt beſtehen kann. Der eine iſt nicht weniger als alles andere, was ihm gegenübertritt. Ich glaube ganz beſtimmt: er iſt genau ſo viel. Es geſchieht doch Ungeheures, wenn er zugrunde geht. In ihm und mit ihm geht eine Welt zugrunde — nicht kleiner als die, welche ihn überdauert. Ob Hunderttauſend fallen oder einer, — das iſt doch einerlei. In dem einen ſind ja ſchon die Hunderttauſend gefallen. — Wir hatten geringe Verluſte, ſchreibt heute wieder der Große Generalſtab. Aber ich frage mich: was hilft das denen, die verloren gegangen ſind? Sie haben den bitteren Becher trinken müſſen — und er iſt deshalb nicht weniger bitter geworden, weil ihrer nur wenige Menſchen waren. — Im geſtrigen Gefecht nur fünfzehn Tote? Gott ſei Dank! ſagen die Leute. Und was bedeutet dies ‚Nur‘ und dies ‚Gott ſei Dank‘? — Daß die ſich wohlbehaltener, weniger zur Trauer verpflichtet, weniger ſchuldbewußt —ſiegesgewiſſer fühlen, die da zu Hauſe geblieben ſind — und überhaupt alle, die da noch leben. Daß die Trauer um

tauſend Tote größer iſt als um zehn, das iſt eine der ungeheuerlichſten Selbſtbetrügereien, welche die Erde kennt.“

Andreas ſchwieg erſchöpft.

Karl erholte ſich zuerſt. „Ja ja, die Bücher!“ ſagte er ergeben. „Die haben ſchon manchen narriſch gemacht.“

„Was verſtehſt denn du!“ rief Betti gereizt. „Der Andreas wird ſchon wiſſen, was er geſagt hat.“

„Und ſo ſpricht einer,“ meinte Vivien mit langſamem Lächeln, während ſie Andreas prüfend beſchaute, „der dieſen herrlichen Krieg mitgemacht hat. — Das iſt nicht ſchön,“ tadelte ſie mild. „Sie ſind ſo etwas wie ein uferloſer Egoiſt — nach dieſer Rede zu urteilen.“ Sie ließ immer noch blanke Augen über ihn hinſtreichen.

Sie muß ganz wo anders ſein mit ihren Gedanken — dachte Andreas befremdet, und laut ſagte er: „Mir ſcheint, Sie haben mich nicht begriffen.“

„Ich will Ihnen glauben, daß Sie's gut gemeint haben,“ tröſtete Vivien. „Jedenfalls verdienen Sie eine Belohnung für all Ihre Vorträge. — Ich war vorhin nicht nett zu Ihnen. Ich habe Sie trotz Herrn Doblers Vorſchlag nicht photographieren wollen. Kommen Sie ſchnell, ich will noch eine Aufnahme von Ihnen machen.“

Und sie schritt voraus. „Man wird das Brautpaar doch fünf Minuten allein lassen dürfen?“ fragte sie schelmisch.

Karl grinste ihr nach. „Unbesorgt,“ beruhigte er sie.

Andreas folgte ihr, den Kopf gesenkt. Er wankte ein wenig, er trat fehl und stieß sich den Armstumpf am Türrahmen. — Draußen zog sie ihn durch die Halle und in das Schlafzimmer.

„Du hast gut gesprochen, kleiner Schwarzer,“ flüsterte sie. „Wo hast du das nur gelernt? Man muß sich wundern über dich.“

„Es ist schon viel zu dunkel — zum Photographieren,“ sagte Andreas gequält.

„Da hast du deine Belohnung!“ Er fühlte sich gepackt und Frauenlippen auf den seinen. Er sah ein Gesicht zurückfallen und hörte stoßweisen Atem. Aus halbgeschlossenen Augen — ganz aus den Winkeln — traf ihn ein saugender Blick.

Sie macht Augen, dachte er, — gerade wie die Betti gestern mit dem Karl — als sie übereinander auf dem Bett lagen.

Vivien erholte sich. „Ganz gut,“ sagte sie, „daß wir uns vorher noch einmal sehen. Hast du im Lazarett gesagt, was ich dir geraten habe? Hast du schon Urlaub?“

„Nun wird mein Bild“, sagte Andreas erleichtert,

„überhaupt nicht in der Zeitung erſcheinen können — nachdem Sie die angebliche Bedingung vom Eiſernen Kreuz heute dem Karl erzählt haben. Es iſt mir ganz recht ſo.“

„Aber ich photographiere dich doch gerade, Närrchen,“ lachte Vivien ihn aus, und ſie ſchnalzte mit zwei Fingern. „Hörſt du den Apparat ſchnappen? — Und das übrige, das findet ſich ſchon.“

— „Wieviel Lügen ſind eigentlich in dieſem einen kurzen Nachmittag erſonnen und ausgeſprochen worden?“ fragte Andreas in müder Wut.

Vivien gab ihm einen leichten Schlag. „Du biſt unhöflich, mein Lieber,“ ſchalt ſie. „So etwas würde dein Freund Karl niemals ſagen.“

„Der niemals!“ beſtätigte Andreas bitter.

„Morgen alſo,“ verſicherte Vivien geheimnisvoll und zog ihn am Ohr. „Gib Antwort: haſt du ſchon Urlaub?“

„Nein,“ ſagte Andreas kurz, „und ich mag nicht.“

„Wie?“ fragte ſie betroffen. Sie war ſchon an der Tür und kam zurück. Sie ſah ihm ins Geſicht und hatte auf einmal ſehr kleine Augen.

„Es geht nicht,“ ſagte Andreas leiſe.

„Iſt daran —“ fragte hart die große Frau, deren Fleiſch ganz dicht und drohend neben ihm ſtand, „iſt daran das blonde Mädchen ſchuld, das dort drinnen

ſitzt?“ — Sie kicherte kalt und überlegen. „Schau mal an! Er will ſeinem treueſten Freunde die Braut ausſpannen. Das habe ich doch gleich gemerkt. Er iſt ein Ehrenmann, der Herr Kaſtan.“

„Wir haben nichts miteinander,“ verteidigte ſich Andreas in hilfloſem Zorn. „Ich habe mit Fräulein Betti noch kaum geſprochen Das Fräulein Betti beachtet mich kaum.“

„So ſpricht einer,“ ſagte Vivien ſpitz, „der von Fräulein Betti gerne mehr beachtet werden möchte.“

„Ich —“ murmelte Andreas und ſah ſich unentſchieden um. „Ich weiß wirklich nicht, was Sie wollen.“ — Und mit einem vergewaltigten Entſchluſſe: „Ich werde morgen kommen.“ — Er ſah auf das breite Bett im Hintergrunde wie auf etwas Unabwendbares. Es ſtand ſchweigend da und lud ein und hielt ſich breit.

„Wo haſt du eigentlich“, fragte Vivien leichthin und ganz verändert, „mein Armband? Ich hab es umſonſt zu erſpähen verſucht. — Schon verloren?“

„Es iſt den Arm hinaufgeſchoben,“ erklärte Andreas ohne Zögern. „Hinauf, ſoweit es möglich war. Das kann man gut machen mit Hilfe der Tiſchkante. Ich habe das getan, damit Unberufene es nicht ſehen. Es ſitzt ſehr hoch und es kann nicht herabfallen. Es tut ein wenig weh, denn es ſchneidet ins Fleiſch.“ Er

leierte das alles ſchnell herunter wie etwas auswendig Gelerntes.

„Zeig her!“ befahl Vivien wollüſtig lächelnd. „Mußt du leiden für mich, armer Junge?“

Aber Andreas weigerte ſich. „Ich kann es Ihnen jetzt nicht zeigen — unmöglich!“ ſchrie er faſt.

„Es ſchneidet ein —“ ſagte Vivien mit einem nachdenklichen Grinſen, das ihren blaſſen Mund langſam in die Breite zog. Zwiſchen ebenmäßigen Zähnen ſah Andreas auf einen Augenblick ihre Zungenſpitze — wie ein feuchtes, ſehr bewegliches Tier.

„Gut,“ fuhr ſie befriedigt fort. „Laß es ſo, das Armband! Morgen Nacht wirſt du mir die Striemen vorweiſen . . .“ Sie griff mit blaſſen Händen in ſein dunkles Haar und zog ihn hin und her, daß ſein ratlos aufgeſchloſſenes Geſicht, in dem ſchon Begehrendes emporddämmerte, ſachte vor ihr auf- und abwiegte. „Meine kleine Pagode . . .“ ſagte ſie grübelnd. — „Ja — nein, ja — nein, ja — nein,“ lachte ſie leiſe und zog ihn hin und her. — „Komm, wir wollen die Härchen wieder glätten und dann zu den Freunden gehen.“

Als die beiden wieder in das Zimmer zu Karl und Betti traten, ſchloß Karl gerade mit ſorgloſer Miene die Türe zum Nebengemach. „Sie müſſen entſchuldigen,“ ſagte er heiter, „aber meine Braut hat mir

keine Ruhe gelaſſen, ſie hat an dem Zimmer einen Narren gefreſſen. Ich habe geglaubt, die gnädige Frau wird es ſchon geſtatten, daß man noch einen Blick hineinwirft.“ Er hielt ſein offenes Lächeln feſt.

Betti ſchien ſich dazu äußern zu wollen, aber ſie beſchränkte ſich darauf, den Kater von ihrem Schoß zu jagen, aufzuſtehen und ſehr heftig zu erklären: „Er hat mich gekratzt! Tückiſch iſt er trotz ſeinem unſchuldsweißen Fell. Da iſt mir die Maus lieber!“

Vivien lachte ſchrill. „Schon wieder die Maus des Herrn Kaſtan!“ rief ſie.

Andreas ſagte ſinnlos hinter Viviens Lachen her: „Ich weiß nicht, was —“

Und alle vier ſtanden verſtummt mitten im Zimmer und ſahen einander an.

Diesmal war es Karl, der zum Aufbruch trieb. Und Vivien verſuchte nicht, ihre Gäſte länger zu halten.

„Ich danke für das Bier,“ ſagte Karl zuvorkommend und genügſam. „Wenn es auch nur ein Flaſchenbier war — man hat es ſchon trinken können.“

Vivien gab Betti freundlich die Hand — es fiel Andreas auf, wie lange ſie ſie drückte.

Dann war man ſchnell im Vorgarten, an dem Kutſcher vorbei, dem Karl ein Trinkgeld gab — und

dann auf der Straße. Andreas blickte zurück, er glaubte, Vivien müsse noch irgendwo zu sehen sein. — Das Haus lag ausgestorben und gleichmütig.

Betti sagte dumpf und mit einem Seitenblick nach Andreas: „Mein Gott, daheim liegt die tote Alte. Ich trau mich gar nicht nach Hause. Soviel Angst hab ich schon! Wenn sie mir wieder auf der Treppe begegnet — i ch wäre es, die wirklich sterben würd!“

Karl feixte: „Du kannst ja deinen Andreas mitnehmen als Begleitung. Der tut dich sanft beschützen.“

Betti stellte giftig fest: „Wird mir nichts anderes übrig bleiben! Dann brauchst du dich ja nur an das Fräulein Rosa zu halten.“

„Wär nicht ohne,“ stimmte Karl zu. „Das könnt ich vielleicht machen. Da hast ausnahmsweis einen guten Gedanken! Nämlich anstatt giftig auf sie zu sein — von der könntest etwas lernen. Die versteht ihre Sache. Die hat eine glückliche Hand und eine offene — sozusagen.“ Karl war stolz auf diese Redewendung.

„Eine offene! So!“ schrie Betti. „Bist schon so weit mit ihr? Muß die auch schon arbeiten für dich?“

„Du!“ mahnte Karl, „werd mir nicht frech! — Und was war denn das vorhin?“ fragte er in auf-

ſteigendem Grimm. „Wie ich zu der Frau Viviani ſag, du haſt das Zimmer ſehen müſſen, da haſt mir widerſprechen wollen, he?“

„Freilich,“ trotzte das Mädchen, „wer hat denn ſeine Rotznaſe hineingeſteckt —“

„Ein Wort noch —!“ drohte Karl.

„Noch viele — jawohl!“ maulte ſie, aber ſie kam nicht weiter, denn ſie verſpürte Karls derbe Finger ſo heftig im Geſicht, daß ihr der Hut nach hinten rutſchte. Sie blieb heulend ſtehen und taſtete nach den Augen.

„Pfui!“ rief Andreas aufgebracht und griff nach Karl und hielt ſeinen Arm feſt. „Du ſchämſt dich gar nicht? In meiner Geſellſchaft geht ſo etwas nicht! Mit Rohlingen treib ich mich nicht auf der Straße herum.“

Karl beruhigte ſich — aus tiefem Erſtaunen über den unerhört nachdrücklichen Ton.

Aber als er ſich erholt hatte, ſagte er mit drohender Ruhe: „Was geht denn das dich an! Bleib du gefälligſt bei deiner Rothaarigen. Was haſt du dich einzumiſchen! — Wie heißt ſie, die deine? Viviani? Da iſt auch nicht alles ſauber! Schau dich dort um! — Viviani, ſo heißt doch einer von den großen franzöſiſchen Lumpen, einer von den Miniſtern, die den

ganzen Krieg angezettelt haben. Zu dem wird ſie ſchon gehören, irgendwie. — Was will ſie ſein? Amerikanerin? Die kennt man ſchon, die Amerikaner, die jetzt noch bei uns in Deutſchland ſind! Das ſind lauter Engländer, die ſpionieren. Ich werde das Weibsbild anzeigen; ich werde die Polizei aufmerkſam machen, damit ich auch einmal ein gutes Werk tu!"

„Mit d i r rede ich nicht mehr," ſagte Andreas kalt. „Du biſt übergeſchnappt."

„Ja, das iſt er!" fiel Betti ſchluchzend ein. „So ein Menſch, ſo ein lebensgefährlicher!"

„Ihr zwei —" ſagte Karl mit verzerrtem Geſicht. „Ihr ſeid wie zwei Schwalberln miteinander. Ich will nicht länger ſtören. Habe die Ehre." Und er grüßte übertrieben und nahm eine andere Richtung.

Betti ging raſcher — mit unergründlichem Geſicht. Aber nach zwanzig Schritten verlangſamte ſie den Gang. „Jetzt läuft er noch zu der Roſa," ſagte ſie mit einer verbiſſenen Trauer — und wieder etwas weiter begann ſie leiſe und farblos zu weinen — in ein kleines Spitzentaſchentuch hinein.

Andreas verſuchte zu tröſten. Er legte ſeine Hand auf ihren Arm. „Aber Fräulein Betti," ſagte er väterlich.

Sie ſchüttelte ſeine Bewegung ab. „Laſſen Sie

mich in Ruhe," verlangte ſie gereizt, „ich finde ſchon allein nach Hauſe. Von mir aus ſoll die Alte mich heute umbringen."

Er blieb mitten auf der Straße ſtehen und ſah ſie in die Dunkelheit ſich verlieren.

Der Armſtumpf

Am nächſten Morgen — da der Garten des Roten Kreuzes in der lauen Herbſtſonne lag und die Verwundeten einlud, auf ſeinen blätterbeſtreuten Wegen zufrieden hin- und herzuſchlendern — kam Karl verſöhnlich auf Andreas zu.

Er machte eine Handbewegung, mit der er den vergangenen Abend mißachtend hinter ſich warf. „Du wirſt doch an das dumme Zeug nicht mehr denken," ermunterte er lachend, „was wir beide geſtern zuſammengeſchwätzt haben! Von meiner Seite war's gewiß nicht bös gemeint. Und von deiner auch nicht. Da ſchließen wir alſo einen ſchnellen Frieden, was?"

„Ich habe nichts gegen dich," ſagte Andreas tonlos, und dann mit einem Anlauf: „Ich hätte dich ſowieſo ſprechen müſſen. Ich hab Erlaubnis bekommen, heute Nacht auswärts zu bleiben. Nämlich ich fahre zu meinem Schwager auf's Land. Eine kurze Strecken nur. Meine Schweſter iſt in Seebach verheiratet. Heute Nachmittag reiſe ich, morgen bin ich wieder da."

„Nie haſt du etwas von einer Schweſter erzählt," mißtraute Karl.

„Habe ich überhaupt von meiner Familie erzählt?“ verteidigte sich Andreas. „Wozu denn?“ Die ist wie alle anderen. Über die braucht man nicht zu reden.“

Karl überlegte etwas. Er wühlte mit dem Fuß durch die welken Blätter. Andreas glaubte sich genötigt, irgend einen Verdacht noch zu beseitigen und wiederholte eindringlich: „Meine Familie — nein, wahrhaftig, über die ist ganz und gar nichts zu sagen.“

Aber Karl hörte nicht darauf. „Paß auf, du —,“ sagte er aus seinen Gedanken heraus, „du könntest mir einen kleinen Gefallen tun — du könntest ein Wort für mich einlegen. Du stehst dich gut mit dem jungen Arzt, der dir die Bücher geliehen hat. Ich möchte auch einmal eine Nacht fort — und mit der Betti zusammen sein. Besonders jetzt, wo das dumme Luder eingeschnappt ist. Der Nachmittag,“ — er feixte — „der ist nicht das Wahre für eine süße Versöhnung. — Wenn sie d i c h weglassen — mir mit den fehlenden Fingerspitzen können sie's gewiß erlauben. Du sagst einfach, wir fahren zusammen zu deiner Schwester.“

„Der junge Arzt, von dem du sprichst, hat über Urlaub nicht zu befinden,“ wendete Andreas ein. „Und außerdem“, fügte er lächelnd hinzu, „sollte

man meinen, daß die Stimme eines Mannes, der das Eiſerne Kreuz hat, mehr wiegt als meine."

„Schon, ſchon!" beſtätigte Karl und wölbte die Bruſt heraus. „Du ſollſt ja nur vorbereiten, das Weitere beſorge ich ſchon. Ich weiß auch, daß der junge keinen Urlaub gibt. Aber der braucht doch nur mit dem alten zu reden. Der Alte iſt froh, wenn er machen kann, was ihm der andere vorſchlägt. — Geh, tu's ſchon."

„Ich will es verſuchen," ſagte Andreas.

Und er tat, was Karl verlangt hatte — obſchon er ſich ſagen mußte, daß er dadurch einer unliebſamen Beobachtung von ſeiten Karls ausgeſetzt werden konnte. Denn der wollte jedenfalls — um die Täuſchung aufrecht zu erhalten — mit ihm zuſammen das Lazarett verlaſſen. Er begleitete ihn dann womöglich an die Bahn — und es ergab ſich die Schwierigkeit, Ausreden zu finden, um nicht ſchließlich noch Karl zuliebe in irgend einen gleichgültigen Zug ſteigen und abreiſen zu müſſen.

Deshalb beſchloß Andreas, allein ſich davon zu machen. Mochte Karl ſehen, wie er ſeinerſeits fortkam.

Gleich nach dem Mittageſſen ging er in den Garten, der um dieſe Zeit leer war. Er verſorgte unbehelligt ſeine Maus mit Futter und bedachte dabei,

daß er doch eigentlich wenig von ihr hatte und sie von ihm.

Dann trieb er sich mit harmloser Miene unter den Bäumen umher — für den Fall, daß Karl ihn sah — tat, als habe der gemeinsame Aufbruch noch gute Weile, setzte sich faul, schlenderte wieder — bis er unversehens einmal an ein Tor des Gartens kam, sich nicht beachtet sah und den günstigen Augenblick benutzte, hinauszuwischen.

Auf der Straße lief er fast — er entdeckte das erst an den Blicken der Vorübergehenden, und er mäßigte seine Eile, zumal er sich sagte, daß sie unangebracht und geradezu sinnlos sei. Denn wer ihn gesehen hatte — nun, der hatte ihn einmal gesehen. Nacheilen tat ihm jedenfalls niemand, wie er sich überzeugte.

Karl wird schon allein wegkommen — sagte er sich. Meine geringste Sorge! Der ist ja nie verlegen um Erfindungen. Weiß ich überhaupt, ob er den Urlaub bekommen hat?

Er bedachte, was er mit seiner Zeit beginnen sollte, bis zum Abend — bis zur Nacht. Irgendwie mußte sie totgeschlagen werden. Das Wetter war schön, er fuhr in den Tiergarten. — Ob sie dort auch weiße Mäuse halten —? überlegte er auf dem Wege.

Er ging an den Gelassen der Löwen und Tiger

mit Ungeduld entlang, er ſah Eisbären im Becken ihre plumpen Spiele treiben und ſah das Waſſer aus weißen Felſen ſtürzen — mit innerer Unruhe.

Als er am Käfig des Eichhörnchens vorbeikam, dachte er: dieſelben ſteilen Zähnchen und das gleiche ruckweiſe Drehen des Kopfes, während zwiſchen Ruck und Ruck ein unaufhörliches Zittern herrſcht.

Er ſuchte emſiger — und er fand, wonach er lechzte. Er geriet in ein kleines Haus, da ſtanden Glaskäfige auf Tiſchen, in denen waren zu ſehen: Hamſter, Meerſchweinchen, Ratten, Pinſelohräffchen, graue Mäuſe, weiße Mäuſe, japaniſche Tanzmäuſe.

Alſo, die weißen Mäuſe! Man hielt ſie für wert, in einem großen Tiergarten ſich zu zeigen. Übrigens auch die grauen. Selbſt ſie, die ſogar der ärmſte Bewohner der Stadt — und gerade er — täglich zu ſehen bekommen konnte, hatten ein Stück Welt, umſchloſſen von Glaswänden und mitten darin ein ſauber gearbeitetes Schlupfhäuschen.

Die Tanzmäuſe — die waren unheimlich. Sie drehten ſich, wie vom Böſen beſeſſen, um ſich ſelbſt oder um irgendeinen rätſelhaften Mittelpunkt außerhalb ihres Körpers. Sie durchhuſchten allerkleinſte Kreiſe mit der Genauigkeit von winzigen Maſchinen. Sie blieben einen erlöſten und erlöſenden Augen-

blick ſchnuppernd ſitzen, wie nach Befreiung jappend — und mußten wieder davonſtürzen. Sie wurden wieder hinweggefegt von einer ſtoßenden Gewalt, die nur darauf bedacht war, alles im Kreis zu bewegen. Sie ſchienen ſich den Wahnſinn erlaufen zu ſollen, aber es war, als holten ſie ihn niemals ein — das war das Wahnſinnigſte und Unheimlichſte daran. — Oder waren ſie längſt ſchon irr und mußten ſich nun darum bemühen, daß der, der da vor der Glaswand ſtand, es wurde durch ihren Anblick, weil doch ſchon all ſein Hirn huſchend kreiſte in den vielen kleinen Wirbeln von ſchwarzweißen Tierleibchen . .?

Andreas riß ſich los und ging zurück. Alſo, die friedlichen weißen Mäuſe! Sie zitterten an der Glaswand empor. Sie beknapperten Brot, halb ſitzend mit zerbrechlichem Rücken, oder durchglitten ruckweiſe das Häuschen und die Holzwollberge. Keine ſah anders aus wie ſeine daheim im Briefkaſten — und die daheim war doch anders! Ihre Schnauze war nicht roſiger, ihre Pfoten nicht zierlicher, ihr Fell nicht noch weißer und glatter und reiner. Dennoch fehlte dieſen Mäuſen im Käfig etwas. Lag es daran, daß man ſie nicht dreſſiert hatte? Ihr Gehaben war unbeherrſchter und ihr Hin- und Wiederrennen ein fortwährendes Schutzſuchen voreinander oder vor tauſend unbegreiflichen Ge-

fahren. Es waren Wildmäuſe, wie es wilde Hunde und — dort drüben — Wildkatzen gab. Darin lag wohl der Unterſchied.

Er verließ das Haus der kleinen Nager. Und er durchwanderte weiter den Garten, ohne große Freude an der Buntheit ſeiner Bäume und der Vielgeſtaltigkeit ſeiner Tiere. Als es zu dunkeln begann, kehrte er in die Stadt zurück.

Aber er hatte noch Stunden hinzubringen, bis er in die ſtille Straße und zu der weißen Villa gehen durfte.

Er ſah Karl mit einer Dame von weitem — und er flüchtete kopfüber in einen Laden, der — da er drinnen war — als ein Handſchuhgeſchäft ſich erwies. Er hörte ein vornehmes blondes Fräulein etwas fragen und verlangte, ſich zuſammenreißend, ein Paar Damenhandſchuhe. Und als die Verkäuferin nach der Größe fragte, ſchrie er auf das beſtimmteſte: „Kleinſte Nummer!“

Kaum war er wieder draußen, glaubte er Karl abermals ſich entgegenkommen zu ſehen — und er ſtürzte in ein Haustor. Er ſpähte hervor und merkte, daß er ſich geirrt hatte. — Wie komme ich dazu, mich ſo erbärmlich benehmen zu müſſen —? fragte er ſich in dumpfer Scham und aufquellendem Groll. Was ſind das für widerliche Geſchichten! Daß ich es nötig

haben muß, mich vor einem Menſchen wie dem Karl zu verſtecken!

Aber als er nach der Uhr ſah, war es immer noch nicht an der Zeit. Es fiel ihm ein, daß man in ein Wirtshaus gehen und dort zu Abend eſſen konnte. Aber in welches? In eines, wo er ganz ſicher war vor Karl.

Er wählte deshalb ein vornehmeres Speiſehaus — in dem er ſich unbehaglich fühlte, etwas beſtellte, das er mit einer Hand bewältigen konnte — etwas, das ihm nicht ſchmeckte, wofür er einen Preis bezahlen mußte, der dem Inhalt ſeiner Börſe ſo zuſetzte, daß er anfangs erſtarrt glaubte, er werde dreißig Pfennige ſchuldig bleiben müſſen. Schließlich fand er ſie noch in irgend einer Taſche — unter dem nachſichtigen Lächeln des Kellners.

Alles wegen dem Karl, dachte er haßerfüllt. Auch die Handſchuhe nur wegen dem Karl!

Er trieb ſich weiter herum in den Straßen, die ſchon dunkler wurden, da ſich die Läden ſchloſſen.

Er kam in die Nähe von Bettis Wohnung — halb mit Vorbedacht, wie er ſich zugeſtand. — Soll ich hinaufgehen und ihr erzählen, daß ich vor einer Stunde Karl und Roſa miteinander auf der Straße geſehen habe? — Und mir hat er vorgelogen, er wolle heute Nacht bei dir bleiben — die ganze Nacht!

Also, nur um mit dieser Rosa zusammen zu sein, hat er sich Urlaub ergattert. Den versöhnlichen Freund hat er heut morgen gespielt — um mich gleich wieder anzulügen und auszunutzen. Mich dünkt, er spielt uns beiden übel mit — mir wie dir. Wir sollten ihn, glaube ich, aufgeben.

Er ertappte sich darauf, in Gedanken Betti „du" zu nennen. Was geht sie mich eigentlich an, fragte er sich. Ich will doch zu der anderen — heute noch. — Ich könnte hinaufgehen und ihr die Handschuhe schenken. Sie hat eine Hand — — es wäre möglich, daß sie ihr passen. Kleinste Nummer. Die andere, zu der ich später gehen werde, kann sie gewiß nicht tragen. Deren Finger sind wie eiserne Klammern, wenn auch weich — damals. Gepolsterte Eisenklammern. —

Er stand unter Bettis Fenstern. Oben war Licht; es fiel durch rote Vorhänge. Er war nahe daran, wirklich hinaufzusteigen — da hörte er Schritte in der stillen Gasse und sah sie kommen. Ein Ausweichen, ein Sichverhüllen, ein Sichverstecken war unmöglich. So ging er krampfhaft unbefangen die Straße hinunter und gerade auf sie zu. Neben ihr schaukelte ein dicker schwerer Mann in einem Radmantel und mit einem Schlapphut. Als er näher kam, hörte Andreas ihn schnaufen; der Dicke be-

arbeitete das Pflaſter polternd mit großen Stiefeln, er hatte einen grauen Rahmenbart, der die Fleiſchwülſte des Kinnes und der Backen freiließ.

Andreas ſchob ſich an Betti vorbei und ſah ſie an. „Grüß Gott!“ ſagte ſie guten Gewiſſens und mit matter Freundlichkeit. Er griff, zuſammenfahrend, an die Mütze, als ſie ſchon vorüber war. Ihr Begleiter blies und raſſelte wie eine alte Maſchine vorm Zuſammenbrechen. Aber plötzlich hallten die Tritte nicht mehr — und Andreas begriff: ſie waren dort verſtummt, wo es in Bettis Haus ging. Andreas wagte nicht ſich umzudrehen. Er blieb nur ſtehen und lauſchte nach rückwärts — mit ſchlagendem Herzen: es war ſo, hinter ihm in der Straße ging kein Menſch mehr.

Er lief in die Dunkelheit — an Laternen vorbei, an vielen gleichmäßig immer wiederkehrenden armſeligen Lichtquellen. Eine ganze Weile ſo — er glaubte, weit von ihr weggelangt zu ſein, und als er ſich einmal umſah, war er wieder vor ihrem Hauſe.

Immer noch das Licht durch die roten Vorhänge! Eine Turmuhr ſchlug. Es wurde Zeit — auch für ihn.

Jeder geht ſeinem Geſchäft nach — dachte er, Galle im Mund. Und er machte ſich auf den Weg zu der anderen.

Er hatte die Weiſung, kurzerhand und ohne Lärm

durch den Garten um das Haus herum und an den hinteren Aufgang zu kommen. Er werde ihn offen finden. Er ſolle dann durch das Pflanzenhaus den geraden Weg in ihr Zimmer nehmen.

Er fand das Haus dunkel und ſtill und alle Läden geſchloſſen. Er ging, ohne ſtehen zu bleiben oder den Schritt zu verlangſamen, daran vorbei und ein Stück die Straße hinunter. Noch iſt es Zeit, ſich zu retten — wovor? überlegte er. Was kann mir geſchehen? Man hat mich beſtellt, ich komme.

Er drehte um und hörte, als er am Gartentor ſtand, die Stunde ſchlagen, die verabredet war. Pünktlich wenigſtens — ſie kann mir keine Vorwürfe machen, beruhigte er ſich.

Den Wintergarten fand er ſchwach erhellt und die Glastüre unverſperrt. Schon ſtand er vor ihrem Zimmer. — Vielleicht lauert der Kutſcher hinter der Portiere und ſchlägt mich nieder wie einen Räuber — dachte er. Aber als er nun doch öffnete, ſah er die Frau halb auf dem Diwan liegen, ein Tiſchchen vor ihr.

„Auf die Minute," rief ſie gedämpft und ſah nach der Armbanduhr. „Das lernt man bei den Soldaten, wie? — Guten Abend, Andreas! Haſt du Vögel — oder deine Maus am Ende — unter der Mütze?

Willſt du an der Türe ſtehen bleiben? So komm doch endlich näher. Setz dich zu mir.“

„Ich habe keinen Urlaub bekommen,“ ſagte er. „Ich muß gleich wieder fort.“

Sie ſtand auf und machte ein bös enttäuſchtes Geſicht. „Ach, was iſt das?“ ſagte ſie ärgerlich. „Wie ungeſchickt mußt du dich angeſtellt haben! Du wirſt trotzdem bleiben. Das Weitere findet ſich ſchon.“

„Ich werde beſtraft,“ ſagte er und wich nicht von der Türe.

„Nun, und wenn —?“ fragte Vivien geſpannt und glitt näher. Sie trug einen weißen Seidenmantel mit blauen Blumen. „Bin ich es nicht am Ende wert, daß du um meinetwillen geſtraft wirſt?“ Neugierig und lüſtern: „Was wären denn das für Strafen, mein kleiner Schwarzer? Doch keine körperlichen Züchtigungen? Dunkelarreſt bei Waſſer und Brot — ja? Wieviel Tage? — Ach, auch das nicht! Einen Geneſenden, der fürs Vaterland geblutet hat, beſtraft man doch nur leicht und nur zum Schein.“

Sie ſcheint enttäuſcht von ihrer eigenen Überlegung — dachte Andreas.

„Du wirſt alſo bleiben,“ ſagte ſie beſtimmt und atmete dicht vor ihm. Ihr weißer Mantel lag offen über loſen Untergewändern, aus denen die warme Luft ihres Körpers ſtieg. Andreas ahnte das Auf-

ſchwellen lebendigen Fleiſches. Sie hob die Arme — und aus pochender Maſſe formten ſich zärtliche Hügel. Andreas ließ den Kopf darauf ſinken.

„Ich habe Urlaub erhalten," geſtand er in die Falten des weißen Mantels.

„Sieh einer den kleinen Schwindler! Haſt du mich quälen wollen?" fragte ſie freudig überraſcht. „Was hab ich denn da für einen ſeltenen Vogel gefangen!" Und ſie führte den Wankenden, der ſein Geſicht nicht hob, zum Diwan.

„Komm, ſetz dich! und ſei vernünftig!" mahnte ſie und hob ſeinen Kopf empor. Da ſah ſie Tränen in ſeinen Augen.

„Weinen will das große Kind — aber was iſt das!" rief ſie ganz glücklich. „Der Überraſchungen werden immer mehr! — Wer hat dir denn weh getan, Bubi!"

Andreas ſtand auf und ging ſchnell im Zimmer hin und her. „Ich weiß nicht," ſchmähte er ſich ſelbſt, „das alles iſt Unſinn! Seit man da im Lazarett liegt, hat man ein heuleriſches Gemüt wie ein altes Weib!"

„Du mußt dich nicht ſelbſt beſchimpfen. Wenn du willſt, kann ich das beſorgen," verſprach ſie, ihm unverſtändlich. „Du haſt dich tapfer hereingefunden; nun ſieh tapfer zu, wie es weitergehen wird."

Was meint ſie? dachte Andreas; — als ob ſie beſondere Taten von mir verlangte.

Vivien wechſelte den Ton. „Ich war im Theater,“ ſagte ſie. „Ich habe zu tun gehabt. Ich habe geſungen. Seit Kriegsausbruch zum erſtenmal wieder. Aber die Stimmung war mau, das Publikum iſt es nicht wert, daß man ſich abmüht. — Möchteſt du mich wohl einmal auf der Bühne ſehen? Ich werde dir einen Platz verſchaffen.“

Andreas dankte.

„Iß!“ befahl ſie und ſchob ihm Gebäck und Obſt hin.

„Ich habe vor kurzem erſt geſpeiſt,“ lehnte er ab.

Sie redete ihm nicht weiter zu. Sie fragte unvermittelt: „Zeig mir das Armband. Sitzt es ſehr hoch?“

„Ja, das Armband!“ lachte Andreas. „Ich habe ſchon auf Ihren Wunſch, es zu ſehen, gewartet. Aber ich muß Ihnen leider eine Enttäuſchung bereiten. Was Sie geſtern vermutet haben, iſt über Nacht eingetroffen: ich habe es verloren.“

Vivien ſtand auf. „Pfui!“ ſchalt ſie ihn wie einen Knaben. „Das iſt doch abſcheulich! Geht man ſo leichtſinnig mit Geſchenken um?“

„Sie können ſich denken,“ ſagte Andreas voll erheuchelter Trauer, „daß ich es nicht abſichtlich verloren habe. Ich habe geſucht danach in langen Straßen, die ich vorher gegangen war. Ich habe auf der Polizei vorgeſprochen — ich habe ſogar einen

Wärter im Lazarett verdächtigt, es gefunden und nicht abgeliefert zu haben. Alles umsonst.“

„Hier hast du ein neues,“ sagte Vivien plötzlich und entnahm der Schmuckschale eine Kette. Sie schien Andreas von weitem genau die gleiche zu sein, die er schon einmal bekommen hatte.

Auch er sprang auf. „Nein!“ rief er. „Unter keinen Umständen! Das nehme ich nicht an! Ich bin sicher, daß es mir schweres Unglück bringen würde. Man soll nicht abergläubisch sein — gewiß! —, aber ein wenig und in solch wichtigen Fällen ist es jeder.“

„Du bist ein Narr!“ sagte Vivien scharf und kalt und ließ die Kette zurückfallen. „Mit Gewalt zwingen sie anzulegen kann ich dich wohl nicht — oder?“ Ihre Augen funkelten, ganz klein geworden, zu ihm hinüber.

„Kaum,“ entgegnete er mit leiser Erbitterung und sah sie groß an.

„Setzen wir uns wieder,“ sagte sie beschwichtigend. „Wie geht es mit deinem Arm? Heilt er gut? Kannst du bald schon ohne Verband gehen?“

„Danke,“ sagte Andreas. „Der Arzt ist jetzt zufrieden.“

„Und früher war er es nicht?“

„Ich habe einmal einen kleinen Rückfall und auch leichtes Fieber gehabt.“

„Und woher kam es?“

Andreas antwortete nicht gleich. „Ich weiß es nicht,“ ſagte er dann. „So etwas kommt bei Gliedverkürzungen öfter vor. Niemand kann wiſſen, woher.“

„Gliedverkürzungen —“ wiederholte Vivien langſam und mit einem verdeckten Behagen. „Wie das klingt!“ — Und ſie beugte ſich zu ihm: „Sage, kann man den verkürzten Arm nicht einmal ſehen? Ohne Binden? — Ich habe ſo wenig Vorſtellungskraft in dieſen Dingen — ich kann mir gar nicht denken, wie das ausſieht.“

„Nicht ſchön —“ ſagte Andreas mit trockener Kehle.

„Ein Arm,“ ſpann Vivien weiter, „ein auf und ab ſich bewegender Arm, an dem gar keine Hand und kein einziger Finger ſitzt! Wie der Kolben einer Maſchine. Wie ein großer Trommelſchlegel.“

„Bald“, ſagte Andreas bitter, „werden Sie ihn ſehen können, falls Sie wirklich Verlangen danach ſpüren. In einer Woche ſoll der Verband für immer abgenommen werden. Und dann —“, Andreas richtete ſich auf und ſprach mit erkämpftem Nachdruck weiter, „wird es ſich für mich darum handeln, einmal den Möglichkeiten eines künſtlichen Erſatzes nachzugehen. Ich habe heute in einem Bandagen-

geſchäft eine feingearbeitete Holzhand ausliegen ſehen. So etwas gibt es alſo tatſächlich!“

„So etwas gibt es —“ ſprach Vivien nach, ganz wo anders mit ihren Gedanken.

„Sie ſelbſt haben mich doch darauf aufmerkſam gemacht!“ betonte Andreas, erbittert über ihre Abweſenheit, und er ſprang mitten in die weitere Erledigung ſeiner Dinge. „Auch von der Stelle bei der Bank muß noch einmal geſprochen werden,“ ſagte er feindſelig. „Sie werden begreifen, daß dies eine Sache von äußerſter Wichtigkeit iſt für mich.“

Wieder umſchwang ihn ein Frauendunſt, gemiſcht aus Puder, wohlriechendem Waſſer und der Haut der Rothaarigen. Er ſtieß Luft abwehrend durch die Naſe. — Jetzt gilt der künſtliche Arm und die Bankſtelle! ſchrie er ſich angſtvoll zu. — Deshalb ſitze ich hier — mitten in der Nacht!

„Ja ja — das iſt natürlich wichtig für dich,“ beſtätigte Vivien lebhaft — und dann fiel ſie zurück in ihre Nachdenklichkeit. „Dieſes Fräulein Betti,“ ſagte ſie langſam und lächelnd und tätſchelte ſeinen Handrücken, der neben ihrem Schenkel auf dem Polſter lag, „dieſes Fräulein Betti hat wohl außer deinem Kameraden Karl noch einen reichen Freund — oder mehrere, wie?“

Andreas ſah die Sache, für die er kämpfen wollte,

wegſinken. Sie entglitt ihm für den Augenblick. Später wieder! gelobte er ſich. Auch war er ſehr betreten durch die Frage. „Ich weiß es nicht — ich weiß überhaupt nicht, was Sie meinen," erwiderte er.

„Verſtell dich nicht!" lachte Vivien. „Sie gefällt mir ja. Sie iſt ein ſehr nettes Ding!" — Und heimlich: „Etwas muß ich dir jetzt geſtehen: ich wäre glücklich, wenn ſie auch dir gut gefiele."

Andreas hielt den Atem an. Was will ſie? dachte er geſpannt. Sie hat etwas gemerkt, ſie will ſich rächen — mich quälen oder mich verſpotten . . .

Viviens Flüſterſtimme ſtrich ganz nahe an ſeinem Ohr vorbei, ihre Haare kitzelten ihn, er konnte ihr Geſicht nicht ſehen. „Lieber, ſie gefällt dir, ja? — Du ſchweigſt, ſie ſcheint dir zuzuſagen. Ich freue mich ſehr darüber. Ich werde ſie einmal einladen, die kleine Kokotte, — an ſo einem Abend wie heute . . ."

Andreas hob den Kopf.

„Sei nicht erſtaunt," bat Vivien, leiſe beſänftigend. „— oder gar entrüſtet! Du — du ahnſt ja nicht, was das Leben zu bieten hat. — Wir werden ſehr glücklich ſein zu dritt — — die Hauptſache bleibt, daß dir das Mädchen gefällt."

Andreas war verzaubert. — Was iſt das? dachte

er. Wo bin ich? Was geſchieht? — Ich träume Ungeheuerliches.

„Du mußt nicht glauben," hörte er Viviens Schmeichelſtimme, „daß ich nicht bald gemerkt hätte, welchen Beruf in Wahrheit die Kleine hat, die angeblich ſo herrlich von dem Vermögen ihrer Großtante lebt. Schon als ich ſie und deinen Kameraden auf der Straße kennen lernte, habe ich das Rechte geahnt. — Iſt ſie verſchwiegen? Glaubſt du, daß ſie verſchwiegen ſein kann?"

„Ich weiß nicht," ſagte Andreas gequält.

„Das iſt Bedingung," beſtimmte Vivien laut und hart. „Wir werden ſie ſchon erziehen. Auch ihr Mäulchen wird mit Geld zu ſtopfen ſein."

Andreas begann zu ſchwitzen. Er fühlte ſeine Stirne heiß und feucht. Er zog ſein Taſchentuch, ſie abzuwiſchen. Vivien bückte ſich und hob etwas vom Teppich auf. „Was iſt denn das?" fragte ſie und wies die neugekauften Handſchuhe vor, die mit dem Taſchentuch herausgeſchleudert worden waren.

„Ich habe ſie," begann Andreas ohne Zögern, „nämlich — ich habe ſie für dich gekauft —."

„Er kann ‚Du' ſagen!" rief Vivien verwundert und ſpähte ihm in die Augen. „Schau mal an! Er iſt gar nicht ſo ſcheu."

„Das war wohl", fuhr Andreas mutig fort, „eine

ganz dumme Unternehmung von mir. Aber es ist mir nichts Besseres eingefallen. Nachher bin ich auch wieder davon abgekommen, ich habe sie gar nicht mehr herzeigen wollen. Man hätte sie bestimmt niemals zu sehen bekommen. Aber nun sind sie mir ungeschickterweise herausgefallen."

„Ich danke dir," sagte Vivien liebreizend. „Es ist sehr nett, daß du an mich gedacht hast." Und mit Anerkennung fuhr sie fort: „Eine sehr schöne Farbe, dieses Lila." Sie streifte probeweise den einen Handschuh halb über die Finger.

Sie läßt sich nicht merken, daß er ihr viel zu klein ist — dachte Andreas — ja, wenn es die Hand der Betti wäre —

„Du scheinst gerade meine Nummer erwischt zu haben," lächelte Vivien und zog das Leder schnell wieder ab. „Noch einmal vielen Dank, mein aufmerksamer Kavalier" — und sie schlug mit kurzen flinken Hieben ihrer beringten Finger seine glühende Wange.

Andreas saß sehr gerade. — Es muß meinerseits etwas geschehen — entschloß er sich. „Sie haben einen sehr schönen Hals — wenn er nackt ist," fand er wie ein Kenner und griff nach ihm. Er kam sich tollkühn vor, aber er tat es. Er sah sich dasitzen — die

milde Haut einer vornehmen Dame in prüfender Hand.

Vivien senkte rasch den Kopf und packte mit spielerischen Zähnen sein Gelenk.

„Wollen Sie mir die Pulsader durchbeißen?“ fragte er.

„— wie es mein Kater gemacht hätte,“ blies Vivien, ohne loszulassen, durch die Zähne, —„ den du hast erwürgen wollen wegen deiner armseligen Maus.“

„Aber — ich will Sie doch nicht erwürgen,“ wehrte sich Andreas — als läge ein gefährlicher Reiz darin, an so etwas zu denken.

Vivien gab ihn frei. „Ein bißchen, wenn du es wolltest,“ sagte sie rätselhaft und mit schillernden Augen, „— das wäre vielleicht ganz schön. Ach, Andreas, du bist ein großes Kind, du verstehst mich nicht. Noch nicht. Ich will die Hoffnung nicht aufgeben.“

Ich muß weiteres unternehmen — dachte Andreas. „Einen wirklich schönen Hals haben Sie,“ versicherte er wiederum, und er küßte ihn ungeschickt. Er stieß mit seiner Nase gegen den Kinnknochen.

„Sie — du, Sie — du! Narr! Bleib doch bei einer Sache!“ befahl Vivien. „Zeig mir den Armstumpf!

Den, wie ſagt man — die Gliedverkürzung! Komm, zieh dich aus! Komm, ich bin müde, ich will mich niederlegen. Komm!“

Und ſie ſtand auf und öffnete die Tür nach dem Schlafzimmer, ohne weitere Umſtände.

„Ich kann den Verband nicht wieder ordentlich anbringen, wenn er einmal abgenommen iſt,“ wehrte ſich Andreas.

„Aber ich!“ lachte Vivien. „Wozu hab ich denn einen Verbandkurs mitgemacht. Ich habe doch im Roten Kreuz gearbeitet, du weißt es ja.“

„Man ſagt —“ begann Andreas und ſtockte.

„Was ſagt man?“

„Man ſagt, Sie ſind von dort weggeſchickt worden,“ berichtete er geheimnisvoll, „weil Sie den kranken Männern Gift in den Wein getan haben, weil Sie den Durſtigen Feuer zu trinken gegeben haben — weil Sie den Fiebernden Fieber eingeblaſen haben.“ Und ihn ſchwindelte.

„Du biſt witzig, mein Junge,“ rief Vivien mit einem kleinen gellenden Gelächter. „Ach, was biſt du nicht alles! Komm! Laß mich nicht warten. Tut ſo etwas ein Kavalier? Komm! Dreh das Licht ab — dort — und komm!“

Die Sache mit der Hand und mit der Bankſtelle —

später! schwor sich Andreas und schritt wankend hinein. —————————————————————————————

Andreas richtete sich aus den Kissen auf. Er wußte nicht, wielange er mit offenen Augen so gelegen hatte.

Das matte Licht einer Ampel über dem Bett, sonst keine Beleuchtung.

Neben ihm lag Vivien und schlief. Sie hatte den Mund offen; eine Strähne ihres roten Haares fiel in den leise fauchenden Spalt. Sie spuckte das Haar im Schlafe beiseite. Ein feiner Sprühregen ihres Speichels traf die Wange von Andreas.

Daß alle Weiber so gerne spucken — dachte er. Die Betti nach dem Karl — und nach mir diese Dame hier.

Er stand vorsichtig auf und streifte das Frauenhemd ab, das er hatte anziehen müssen. Als er im Spiegel den spitzenbesetzen Batist fallen sah, packte ihn brennende Scham. Er kehrte sich weg und begann, sich leise anzukleiden. Dies mit einer Hand fertig zu bringen, hatte er schon gelernt.

Ich werde einfach fortgehen — beschloß er. Was denn soll ich hier noch tun? Wenn sie aufwacht und mich ansieht — was soll man dann miteinander sprechen? Schlimmes könnte dann geschehen — be-

dachte er finſter. Es iſt notwendig, daß ich ſogleich gehe. Wenn ſie nur nicht erwacht!

Die Nacht wird ſchön ſein — eine Herbſtnacht mit leichtem Nebel, durch den der Mond ſickert. So eine leuchtende Ruhe da draußen, die wohltut und neu macht. Ich will hinaus.

Er war bereit, bis auf die Mütze. Die lag im Nebenzimmer auf dem Diwan. Als er ‚Nebenzimmer' dachte, hörte er ein Geräuſch — aus ihm.

Der Kutſcher iſt nebenan, argwöhnte er — mit ausſetzendem Herzen.

Aber es war ſo ein ganz verſtecktes, behutſames Geräuſch — wie von einem feindlichen Leben.

Etwas trieb ihn, hinzugehen und kurz entſchloſſen zu öffnen. Er wußte neben der Tür den Lichtſchalter. Es ward hell im Zimmer — ein dunkler Mann ſtand darin, der ſich herumwarf und Andreas anſtierte.

Seltſam bekannt kam Andreas der Mann im dunklen Anzug vor — und auf einmal war es Karl!

Karl war es!

„Du —?!" ziſchte der. „Halt's Maul, du! Ganz ſtill!" Er hob den Arm, Angſt und Wut im Geſicht. Er ſchlug Andreas, kopflos und keuchend.

Andreas ächzte laut.

Karl ſprang zur Lampe auf dem Tiſche, er drehte mit kurzem Griff die Glühbirne aus dem Strom —

er ſtolperte fort — ſtieß Möbel um — fluchte gedämpft — kam in den Wintergarten — durch die Glastüre — war fort ...

Andreas ſtand zwiſchen Zimmer und Zimmer. Der Schlag auf den Kopf brannte, und machte ſein Hirn aufquellen. Er lehnte ſich taumelnd an den Türrahmen — geſchloſſenen Auges.

Er hörte Vivien hilflos rufen. Er wandte ſich und ging zurück in das Schlafzimmer.

Sie ſaß geiſterblaß auf dem Bett. Sie hatte ſchon einen Mantel umgeworfen. „Was iſt denn geſchehen?“ flüſterte ſie und rang die Hände.

„Ich bin — im Nebenzimmer geweſen,“ erzählte Andreas abgehackt, „meine Mütze zu holen — und da bin ich ausgerutſcht — und gefallen — und habe mir den Kopf aufgeſchlagen.“

„Du haſt doch geſprochen,“ ſagte Vivien zitternd. „Ich habe doch ſprechen hören.“

„Ich habe mit mir geſprochen,“ erklärte Andreas.

„Es iſt nur ſchade,“ ſagte er, in eine Ecke des Zimmers hinein, „daß dies nicht eine ſpätere Nacht iſt — da wären wir alle beiſammen geweſen.“

„Ich weiß nicht, was du meinſt,“ erſtaunte Vivien.

„Nur die Betti hat noch gefehlt,“ ächzte Andreas. „Die wollten Sie doch einladen?“

„Ich verſtehe dich nicht," ſagte Vivien kläglich. „Du redeſt irre. Iſt es ſo ſchlimm mit den Schmerzen? — Mein Gott, ich habe doch deutlich ſprechen hören, was bedeutet denn dies alles?"

Andreas riß ſich zuſammen. Er tat zwei Schritte. „Ich muß gehen," ſagte er.

Vivien fuhr vom Bett auf. „Was fällt dir ein!" rief ſie ſchaudernd. „Du kannſt mich jetzt nicht allein laſſen. Ich fürchte mich zu Tode."

„Der Revolver liegt ja im Nachttiſch —" meinte Andreas wie im Traum Er ging in das andere Zimmer. „Gute Nacht!" ſagte er.

„Bleibe," bat Vivien weinend. „Weshalb überhaupt biſt du heimlich aufgeſtanden? — hinterliſtig — ich begreife nichts, gar nichts. Bin ich denn nicht bei Sinnen?" Sie ging ihm hilflos nach. „So mach doch wenigſtens Licht!" verlangte ſie.

Andreas taſtete in dem trüben Schein, der aus dem Schlafzimmer fiel, an das Tiſchchen und drehte die Glühbirne wieder ein.

„Was iſt denn das?" argwöhnte Vivien, die es ſah. „Was iſt hier denn vorgegangen? Wer hat denn die Lampe ſo verändert?"

„Ich nicht," ſagte Andreas gleichgültig.

Vivien ſtand neben ihm — und ſie deutete mit der

Hand. „Die Tür nach dem Garten ist offen!“ rief sie leise und bebte vor Angst.

„Ich bin draußen gewesen, im Garten,“ erklärte Andreas. „Ich habe keine Luft mehr bekommen — plötzlich so ein Druck auf der Brust —“

„Das alles ist sehr sonderbar,“ sagte Vivien fester und sah ihn groß an. „Fast könnte man Furcht vor dir bekommen. Es ist am Ende wirklich besser, wenn du gehst.“

„Jawohl!“ gehorchte Andreas.

Vivien erkämpfte sich Fassung. „Ich werde meine Schlafzimmertür abschließen von innen,“ überlegte sie. „Warte hier, bis das geschehen ist.“

„Jawohl,“ sagte Andreas, „gute Nacht.“

Vivien hörte ihn schon nicht mehr. Schon war die Türe zwischen ihnen. „Geh nicht, bevor ich im Bett bin,“ verlangte sie durch die geschlossene Tür.

Es währte ein paar Augenblicke. Andreas wartete mit leerem Kopf, gegen das Holz gelehnt.

„Jetzt!“ klang es von drinnen. „Und vergiß nicht, die Lampe auszudrehen.“

„Zu Befehl!“ sagte Andreas.

Er sah die lila Handschuhe neben der Lampe liegen. — Die sind der Betti bestimmt, sagte er sich. Natürlich für die Betti! Dieser Dame da drinnen im

Bett ſind ſie ja viel zu klein. — Und er ſteckte ſie in die Taſche.

Er ging, ohne noch irgendetwas anzurühren — vorſichtig, als ſei es ihm peinlich, die Gegenſtände auch nur zu ſtreifen; er nahm die Türklinke nicht in die Hand — er ließ das Licht brennen und alles offen ſtehen.

Draußen regnete es — ein feines Rieſeln. Er nahm die Mütze ab und kehrte das Geſicht wolkenwärts. Er verweilte ein paar Augenblicke ſo im Garten und genoß die kühle Feuchte, die ſeine Stirn befreite von den verworrenen Bildern dieſer Nacht.

Dann ging er hinaus und die einſame, morgendunkle Straße hinunter.

Was nun? dachte er. Was ſoll nun geſchehen? Wenigſtens für den Augenblick werde ich einen Entſchluß faſſen müſſen. Soll ich in ein Hotel gehen?

— Da trat an der nächſten Ecke aus der Seitenſtraße ein Mann auf ihn zu. Ein Mann in dunkler Kleidung ſchloß ſich ihm an. „Guten Abend!“ ſagte der verdroſſen.

Es war Karl.

Andreas blieb erſtarrt ſtehen. „Karl — du biſt noch hier?“ brachte er mühſam heraus. Dann machte er Anſtalten, davonzulaufen.

„Bleib!“ verlangte Karl ſanft. „Ich tu dir nichts. — Geh weiter, ich hab mit dir zu reden.“

Und er ſchwieg. Andreas auch. So liefen ſie mit hallenden Tritten nebeneinander her.

Andreas würgte das Schweigen. Er begann ſinnlos: „Einen Mantel, wenn man hätte . . . Heute Nacht könnte man gut einen brauchen. Bei dieſer Näſſe, die einem faſt durch die Haut dringt!“

„Hätteſt dir halt einen mitgenommen,“ ſagte Karl höhniſchen Tones. „Der gnädige Herr iſt ja verreiſt; der gnädige Herr wird ſchon eine ganze Auswahl zu Hauſe gelaſſen haben.“

„Was ſoll ich darauf antworten,“ entgegnete Andreas bekümmert und zornig. „Ich glaube, die Nacht iſt nicht geeignet zu ſchlechten Scherzen. — Iſt es das, was du mir haſt ſagen wollen?“

Karl antwortete nicht, und ſie tappten wieder verſtummt durch die ſtumme Stadt.

Über einen großen Platz ging Andreas ſchneller. „Ich werde dieſe Straße gehen,“ erklärte er knapp. „Geh du eine andere. Ich habe keine Luſt, weiter ſo mit dir zu laufen. Ich möchte allein ſein.“

„Halt!“ ſagte Karl und faßte Andreas am Arm. „Wo willſt du hin? Du kommſt ja ganz ab von der Richtung! Wir müſſen dort gehen, über den Fluß. — Und außerdem hab ich mit dir zu reden.“

„Das haſt du ſchon einmal geſagt. Aber du beginnſt nicht.“

„Laß dir nur Zeit,“ ſagte Karl ärgerlich. „Der Weg iſt noch lang. Wir können noch genug miteinander beſprechen.“

Und er ging wieder wortlos — bis er plötzlich anhielt.

Warum bleibt er gerade auf der Brücke ſtehen — dachte Andreas.

„Du wirſt ſchweigen über alles, was geſchehen iſt —“ raunte Karl.

„Was haſt du denn gewollt? Warum haſt du dich denn eingeſchlichen? Sollten wir ausgekundſchaftet werden — die Dame und ich?“ fragte Andreas mit ſteigendem Groll. Plötzlich fiel ihm ein, daß Betti ihn am Abend geſehen hatte, daß Karl ſie vielleicht noch geſprochen — daß Karl durch ſie erfahren hatte, Andreas ſei gar nicht abgereiſt. „Hat die Betti dich darauf gebracht, daß ich heute Nacht bei der — bei der Dame bin?“ drang er in Karl.

Der hörte nicht hin. „Du wirſt dein Maul halten!“ wiederholte er. „Das ſag ich dir.“ Er griff nach der Schulter von Andreas. „Wenn ich bereuen müßte, jetzt kameradſchaftlich zu ſein — ich weiß nicht —“

„Ich verrate dich nicht," ſagte Andreas mit Grauen. „Komm nur weiter!"

Sie nahmen ihren Weg wieder auf, Karl zögernd und einen halben Schritt hinter Andreas. Der begann faſt zu laufen. „Was ich zuſage," ſprach er haſtig nach rückwärts, „das halte ich immer! Soweit ſollteſt du mich doch kennen, Karl!"

Der antwortete nicht.

Andreas packte ein trauriger Zorn über den Ausdruck, den Karl eben gebraucht hatte. „Du behaupteſt, kameradſchaftlich zu ſein," ſagte er bitter. „Iſt das kameradſchaftlich, wenn einer heimtückiſch hinter einem anderen herſpürt? Gemein und niedrig iſt das!"

Sie hatten die Brücke faſt hinter ſich. Da griff Karl nach dem Vorausſchreitenden. „Was haſt du eben geſagt?" fragte er langſam und drohend. „Da iſt es vielleicht beſſer —"

Andreas wollte ſich losmachen und laufen, aber er fühlte zwei Arme um ſeinen Leib geworfen.

„Dableiben!" befahl eine halb flehende Stimme.

Andreas wehrte ſich. Sie flogen beide gegen das Brückengeländer. Sie rutſchten auf dem überrieſelten Aſphalt. Sie ſtürzten beide. Und Andreas fiel mit großer Wucht auf den verbundenen Arm.

Er brüllte auf. Ein hölliſches Feuer ſchlug durch

ihn hindurch und verbrannte alles: Fleiſch und Knochen.

Karl war ſchon wieder auf den Beinen. Er ließ die Arme hängen. Er ſtand untätig neben dem, der ſich zuckend in Schmerzen am Boden wand. „Steh auf!“ ſagte er heiſer. „Was iſt denn los mit dir. So ſteh doch auf!“

Aber Andreas blieb, wie er war. Und Karl half ihm ſchließlich.

Andreas konnte nicht allein ſtehen. Karl mußte ihn an das Geländer lehnen und aufrecht halten; er drohte, ſchlapp zuſammenzuſinken. Er warf aus halber Ohnmacht entſetzte Blicke, die gleich wieder erloſchen, auf den vor ihm.

„Was haſt du denn? Teufel, ſo red doch!“ ſchüttelte Karl den andern. Und es klang etwas wie die Beſorgnis eines Freundes durch den herriſchen Ton. „Geh weiter!“

Aber Andreas konnte nicht gehen. Er knickte bei dem Verſuch vornüber. Ein wenig erholt, jammerte er: „Der Arm, der Arm iſt hin!“

Sie blieben dicht nebeneinander. Andreas ſtöhnte in ſich hinein.

„Einen Wagen brauchen wir,“ brummte Karl.

Aber es kam keiner. „Wenigſtens ein paar

Schritte —“ ermunterte er den Stöhnenden. Doch es ging nicht.

Sie ſtanden im Regen, der ſtärker wurde. Karl zog ſeinen Rock aus und hing ihn Andreas um. Der ſchrie auf, wie ſein Arm berührt wurde. „Nimm dich zuſammen, du!“ herrſchte Karl ihn an.

Und ſie blieben weiter in der Näſſe — und im Zug vom Fluß herauf.

„Ich will dich tragen,“ entſchloß ſich Karl. Er machte ſich klein, und Andreas legte willenlos den geſunden Arm um des anderen Hals. Dunkel durch alle Qual ſah er ein Bild: wie vor Tagen Vivien ſo auf ſeiner Schulter halb geſeſſen war.

Karl keuchte wankend einige Straßen mit ſeiner Laſt. Er war am Zuſammenbrechen, da kam eine Autodroſchke. Karl rief ſie an. Sie war leer. „Dem Herrn iſt ſchlecht,“ erklärte er dem betroffenen Fahrer und nannte eine Straße, die fremd durch Andreas' Ohr ging.

Als ſie nebeneinander ſaßen, brummte Karl: „Ich muß mich erſt umziehen. Du wirſt ſo lange im Wagen bleiben.“

Andreas entgegnete nichts, aber er ſammelte ſich ein wenig. Er kam wieder zur Beſinnung, er konnte Gedanken feſthalten und ordnen.

Die Droſchke hielt. Karl ſtieg aus. „Ein paar Minuten nur,“ rief er leiſe.

Andreas blieb in ſeiner Wageneke, die von der Maſchine durchzittert war. Das Zittern tat ihm wohl, es lullte ihn ein. Er öffnete die Augen und blinzelte durch die Scheiben. — Wo ſind wir? fragte er ſich. Aber er ſah nichts als eine Wand, ein Haustor und Regen auf den Steinſtufen. — Die Roſa wird hier wohnen, entdeckte er. Bei ihr zieht er ſich um, dieſer — dieſer Kamerad, dieſes Ungeheuer, dieſer Teufel. — Allein weiterfahren!

Und er klopfte an die kleine Scheibe in der vorderen Wagenwand. Der Führer kam und öffnete den Schlag.

„Fahren Sie zum Roten Kreuz!“ befahl Andreas ſchwach.

Aber der Mann kratzte ſich den Kopf. „Das geht nicht, Herr,“ bedauerte er. „Ich muß doch auf den anderen Herrn warten.“

Andreas wiederholte ſeinen Wunſch.

Doch der Führer blieb bei der Weigerung. „Jemand Krankes allein wegfahren ohne den Pfleger, das geht nicht, das darf ich nicht,“ erklärte er.

Der Pfleger — dachte Andreas voll ſchmerzlichem Hohn.

Da kam Karl, und er hatte die Uniform wieder an.

Der Fahrer riß die Kappe herunter vor dem Orden im Knopfloch.

„Was gibt es?“ fragte Karl ſcharf.

„Der Herr hat allein weitergefahren werden wollen — ins Rote Kreuz,“ meldete der Droſchkenführer.

„Wir fahren gar nicht zum Roten Kreuz, wir fahren Hauptbahnhof,“ beſtimmte Karl und ſprang in den Wagen.

Andreas fing an zu ſchreien — ſinnlos — in einem wachſenden Grauen vor dem Ungewiſſen — vor dem, was Karl mit ihm beginnen wollte.

Der hielt ihm derb den Mund zu mit der Hand. „Dummes Luder!“ ziſchte er. „Wir können doch nicht gleich ins Lazarett!“

Andreas hörte auf zu ſchreien und horchte.

„Du würdeſt alles wieder verpfuſchen, natürlich,“ ſtellte Karl geringſchätzig feſt. „Kommſt du aus der Villa Viviani? Nein. Du kommſt von Seebach! Und wann ein Zug von Seebach einläuft, da müſſen wir doch erſt nachſehen.“

Andreas entgegnete nichts. Und ſie fuhren wortlos weiter. Einmal nur ſagte Karl: „Lehn dich an mich. Da haſt du mehr Halt.“

Am Bahnhof ſtieg er aus und Andreas mußte

abermals allein warten. Die Schmerzen verſtärkten ſich wieder, er lag halb beſinnungslos.

Karl kam bald wieder. „Wir haben Glück," ſagte er leiſe in das Wageninnere. „In einer Viertelſtunde kommt der erſte Frühzug." Und laut zum Führer: „Fahren Sie noch nicht zum Roten Kreuz. Erſt in einer Viertelſtunde! Dem kranken Herrn tut die friſche Luft gut." Vertraulich lachend: „Er hat ſich ein wenig übernommen, heute Nacht!"

Den Fahrer ehrte das Vertrauen. „Kommt vor!" ſagte er verſtändnisinnig.

Und ſie fuhren wieder durch Straßen, in die eine erſte fahle Dämmerung fiel. Andreas ſah ſie durch das graue Fenſter. Ihn fror ſo, daß er ſchnatterte.

— „Ich habe etwas mit dir reden wollen," ſagte Karl plötzlich. „Aber mir ſcheint, daß auch ich diesmal ein Rindvieh geweſen bin. Ich hab nicht genug Zeit gehabt zum Überlegen." Und nach einer Pauſe: „Als Kavalier, der du biſt, kannſt du gar nichts ausſagen über dieſe Nacht. Außer, du verrätſt deine Dame. Stimmt es?"

Andreas ſagte nichts.

„Stimmt es?" fragte Karl eindringlich und beugte ſich über den Kranken.

„Ja," ſchnatterte der mit Mühe.

Wieder ſchwiegen beide. Nur, als ſie ſchon durch

Straßen rollten, die auf ihr letztes Ziel zuführten, belehrte Karl: „Wenn mit dem Arm etwas nicht in Ordnung ist — du hast heut Nacht in Seebach einen Unfall gehabt. Wir haben den ersten Frühzug benutzt, damit du gleich wieder in Behandlung kommst. Verstanden?“

„Ja,“ stöhnte Andreas.

Der Wagen hielt. Karl bezahlte die große Taxe aus einer gehäuften Hand voll Silber, dann half er Andreas aussteigen.

„Siehst du,“ sagte er spöttisch, „wir sind ganz schön von unserer Reise zu deiner Schwester heimgekehrt.“

Aber Andreas verstand ihn nicht mehr.

Die Liebe

... und ſein rechter Arm war ſo rieſengroß, daß er über ganze Länder gelagert ſich wölbte. Der Ellbogen ruhte mitten in einem See, deſſen Waſſer feurige Kälte war. Weiter hinauf, an den Abhängen des Oberarms, tobten Waldbrände; durch die Gipfel hin raſte das Feuer, die Wurzeln aber, im Fleiſch der Erde, zuckten und krümmten ſich, durchglüht von Schmerzen. Brandblaſen quollen auf, ſpannten die Haut der Hügel zum Berſten, zerplatzten mit einem dumpfen Dröhnen und warfen ſiedend heißes Blut in eine Luft, die vor Qual aufſchrie ... Zwiſchen den kochenden Bäumen durch, auf der Flucht vor dem Feuer, hetzte ein weißes Tier, blieb zitternd ſitzen, ſchob ruckweiſe den Kopf in die Runde; die vor Entſetzen emporgeriſſenen Lippen entblößten ſteile Zähnchen. Es ſtieß einen pfeifenden Laut aus und jagte weiter ... Hinter ihm her ſagte eine Stimme aus einem hohlen Baumſtamm heraus, durch den der Wind in die feuerdurchrauſchte Krone heulte — befahl eine herriſche Stimme: Heb mich herunter, vorwärts! — hinter der herriſchen Stimme her ſagte eine zweite — irgend etwas Beruhigendes — aus einer anderen, ſtilleren, geordneten Welt ....

. . . und Andreas erwachte. „Mein Arm tut weh," ſtöhnte er und kam halb zu ſich.

Er lag im Bett. „Ja ja," ſagte jemand ſanft und nickte ihn an. Dieſes Auf und Ab eines ungeheuer nahen Geſichtes ſchuf ihm ſolchen Schwindel, daß er die Augen wieder ſchloß und hinunterglitt . . .

Und wieder tobten die Brände — der See begann zu wallen — eine glühende Lava, die an den Blöcken fleiſchentblößter Knochenfelſen aufſchäumte! Die ausgeglühten Wälder ſtürzten in ſich zuſammen — das gedörrte Erdreich zerriß in Schlünde, aus denen letztes Blut verdampfte. Da fuhren plötzlich Meſſer durch brauſende Luft, hohnlachende Schwerter der Rieſen — und gruben ſich quer in den Bergrücken, ſetzten Schützengräben hinein bis in den tiefſten Grund . . . durch den ein weißes Tier huſchte . . . drangen ſauſend immer tiefer, untergruben den Berg und trennten ihn von allem Zuſammenhang mit der Welt . . .

. . . und Andreas erwachte wieder und ſagte: „Mein Arm tut weh" — verſuchte ſich aufzurichten, ließ davon ab und erkannte klarer den Saal und Betten und die weißen Tücher der Betten — wie lange weiße Tiere auf dünnen Beinen — und erkannte den jungen Arzt, der ihm oft ſchon Bücher geliehen hatte.

„Ja ja," ſagte der. „Gefreiter Kaſtan, Sie ſind ſchon ein Pechvogel."

„Mein Arm . . .?" wiederholte Andreas fragend. „Er ſchmerzt mich dauernd."

„Sie müſſen Geduld haben," ſagte der Arzt und legte ihm die Hand auf die geſunde Schulter. „Das iſt immer ſo, daß die Kranken im Anfang noch Beſchwerden zu verſpüren glauben — aber das Fieber läßt nach, der Eingriff iſt gut verlaufen, wir werden Sie bald wieder auf den Beinen haben."

„Der Eingriff —?" argwöhnte Andreas.

„Sie werden," verlangte der Arzt mit einer tiefen und beſtimmten Stimme, „Sie werden nun vernünftig ſein, Kaſtan, und ſich in Unabänderliches finden. Und wenn wir's uns recht überlegen, nicht wahr: was haben Sie viel verloren an dem Arm, dem die Hand ſowieſo ſchon fehlte."

„Ich habe meinen Arm verloren?" ſtaunte Andreas. „Aber mein Arm tut weh. Hab ich den linken Arm verloren?" Und er hob den linken kraftlos hoch.

„Den rechten," ſagte der Arzt. „Den, der ohne Hand war. Das iſt einmal ſo, daß man anfangs noch Schmerzen in Gliedern zu haben meint, die ſchon gar nicht mehr da ſind." Und als Andreas ſchwieg: „Die Wundſtelle war wieder aufgebrochen, der Oberarmknochen war zerſplittert — und kurz und

gut, der ganze Arm sah recht unerfreulich aus. Wir haben ihn absetzen müssen. — Wie haben Sie sich nur so zurichten können, an dem unglückseligen Urlaubstag?" Mit einem kameradschaftlichen Versuch zu scherzen: „Sie müssen wirklich bewundernswert geschickt hingefallen sein. — Der Chefarzt war übrigens wütend und wollte zuerst niemandem mehr Urlaub geben. Jedenfalls: die schlechten Erfahrungen, die wir mit Ihnen gemacht haben, bringen es mit sich, daß abends oder gar des Nachts überhaupt kein Urlaub mehr erteilt wird. — Sie sind auf einer Apfelsinenschale ausgerutscht und ein paar Stufen hinuntergestürzt? Bei Verwandten in Seebach, nicht? — So hat wenigstens Ihr Kamerad, der viel für Sie getan hat, ausgesagt. Stimmt es?"

„Auf einer Apfelsinenschale . . . zu Befehl," sagte Andreas mit geschlossenen Augen.

„Sie sind müde. Schlafen Sie," ordnete der junge Arzt an und ging.

Andreas schlief nicht ein. Auf einer Apfelsinenschale — dachte er. Schau mal an, der Karl weiß Einzelheiten über den Unfall. Ich bin neugierig, was alles er mir noch von jenem Tage zu erzählen wissen wird.

Aber Karl konnte ihm nichts weiter berichten. Denn er war nicht mehr im Roten Kreuz, er war

fort — er war aus der Behandlung entlaſſen worden, während Andreas im Fieber lag.

Unter der Hand forſchte er die anderen Kranken aus nach Karl. Viele waren neu eingeliefert worden — ſie konnten überhaupt nicht gefragt werden. Die übrigen wußten auch nichts Rechtes zu ſagen. Und alle waren kurz angebunden, denn es hatte ſich herumgeſprochen, daß Andreas ſchuld war an den ſtrengeren Urlaubsbeſtimmungen.

So lag er viel allein und abgeſchloſſen — in ſich gekehrt und mit dem beſchäftigt, was in ihm ſelber vorging.

Bald, weil er ſchnell zu Kräften kam, empfand er immer eindringlicher die grauſige Leere ſeiner rechten Seite — wie einen Abgrund, in den er im Schlafe dutzende von Malen hinabſtürzte. Dann wieder war die rechte Seite zu leicht — und die linke zu ſchwer, große Höhlen gähnten rechts, die ſich in den Körper hineinfraßen; die gebrechliche Hüfte war unbeſchützt, und eiſige Winde drangen in die Grube der Achſel — während links alles unverrückbar belaſtet lag mit Eiſengewichten.

Quälten ihn dieſe Zuſtände nicht, ſo berannte ihn unaufhörlich ein Gedanke, der täglich ſtürmiſcher wurde: Die Maus im Briefkaſten verhungert! Wie kann man ſie retten?

Er faßte den halb irrſinnigen Plan, bei Nacht aus dem Bette zu kriechen, heimlich hinunterzuſchleichen im Hemd — und ſie freizulaſſen.

Er ſah deutlich die Undurchführbarkeit des Gedankens. Er gab ihn auf und rechnete nach: Ich habe — welch ein Glück — am Morgen meiner angeblichen Reiſe nach Seebach eine größere Menge Brot und Käs in den Kaſten getan — viel zu viel damals für den Bedarf eines Tages. Der Umſtand kann ſie durchbringen — kann ſie durchgebracht haben bis heute! Aber morgen — und übermorgen — und all die ferneren Tage, die noch endloſe Reihe von Tagen, an denen ich nicht hinunter kann — was ſoll in ihnen geſchehen? Alſo muß ich doch hinunter bei Nacht — irgendwann — bald — irgendwie! Denn es gibt keinen, dem ich dies Geheimnis verraten könnte. Da muß ſie ſchon eher verhungern, und ich zum Mörder werden! Wäre der Karl noch da ... Nein, auch ihm könnte ich es nicht geſtehen — vielleicht ihm jetzt am allerwenigſten.

Er lag und ſann und ſah das Geſchick ſich vollziehen ... Sie durchwühlt mit letzten Kräften ihre Watte; ſie verſucht, davon zu freſſen, aber es rutſcht nichts mehr im ausgetrockneten Schlunde, ſie ſpeit die Faſern mit einem winzigen Krächzen wieder von ſich. Zum hundertſten Male durchſchnuppert ſie den

Napf, ihre roſige Schnauze fährt den Kreis des Porzellanbodens aus, und dann ſteigt ſie wankend heraus mit roſigen Zehen und bohrt verzweifelnd ihren Kopf in die Ecken ihres Gefängniſſes ... Es regnet draußen. Iſt davon vielleicht etwas zu erhoffen? Sieh nur — hoch oben am ſeitlichen Einwurfſchlitz des Kaſtens hängen wirklich ein paar Tropfen. Einer würde genügen — ein einziger! Wenn er fällt — vielleicht fällt er ſo über den Zwiſchenraum, daß er dann weiterläuft an der Innenwand und zu ihr gelangt. Ein einziger könnte genügen für einen Tag. Sie kann ja nicht hinauf; ihre Krallchen haften nicht an dem ſenkrechten Blech. Sie kann nur lauern unten —— jetzt fällt der Tropfen, er fällt und läuft außen weiter! Ach, alle Briefkäſten ſind ſo gebaut, — ſo namenlos grauſam, daß nicht der kleinſte Regenſpritzer in ihr Inneres dringt.

Und Andreas überdeckt die Augen mit der Hand, die ihm geblieben iſt und er ſchluchzt. —

Als er ruhiger geworden war fiel ihm ein, daß die rothaarige Dame in der weißen Villa nichts von ſich hören ließ. Offenbar hatte ſie bisher keine Erkundigungen eingezogen, und ſie ſchrieb auch nicht.

Hätte ihr weißer Kater damals die Maus gefreſſen — es wäre gut geweſen. Überhaupt wäre dadurch alles anders geworden, beſſer für ihn und die Men-

ſchen und Tiere, mit denen er zu tun hatte. — Andreas war irgendwie dumpf davon überzeugt.

Am Nachmittag wurde ihm zum erſtenmal Beſuch gemeldet, und als er die Augen öffnete, ſtand neben den Kiſſen Betti.

„Guten Tag," ſagte ſie. „Und wie geht es?"

„Bitte, ſetzen Sie ſich," bat Andreas förmlich.

Die Rettung! dachte er, die Rettung, ſie kommt alſo doch noch!

„Mir geht es — gut ſo weit," rang er ſich ab. „Nur —" und er ſchielte an ſeiner rechten Schulter vorbei.

„Ich weiß ſchon," beeilte ſich das Mädchen. „Der Karl hat es mir erzählt."

„Der Karl?" griff Andreas die Ablenkung auf. „Was treibt er denn?"

„Woher ſoll ich das wiſſen," ſagte Betti langſam. „Ich ſeh ihn jetzt nicht mehr. Er läßt ſich nicht blicken. Er braucht mich nicht mehr. Er geht mit der Roſa." Und ihre Augen wanderten über die weiße Wand, an der nichts hing als ein kleines Schnitzwerk des Gekreuzigten.

„So," ſagte Andreas verlegen. „Man bekommt ihn nicht zu ſehen."

„Und mein kleiner Hund iſt auch tot," zählte das Mädchen weiter auf und genoß ihre ſchmerzliche

Wut. „Wer ist schuld daran, wer denn sonst, als der Lump mit seiner falschen Kur!“

„Hat er sterben müssen!“ sagte Andreas. Darüber konnte man eher reden. Und nachdenklich zur Decke hinauf: „Soviel Tiere sind schon gestorben — oder liegen gerade im Sterben, nicht nur Menschen — in dieser schlimmen Zeit.“

„Über eine Woche hat er gelitten,“ erzählte das Mädchen. „Wie er tot war, hab ich ihn begraben lassen. In einem Kammkasten, den mir der Karl einmal geschenkt hat. Ich hab ihn nicht mehr mögen, den Kasten. Für einen Sarg war er gerade noch gut genug, soll er nur verfaulen . . . So werde ich sie los, die Geschenke vom Karl! — Aber anfassen hab ich die Leiche nicht mehr können, das Zahnbürstel ist ihm am Bein geblieben. Meine Hausfrau hat ihn müssen in den Kasten legen. Dann haben wir ihn zugebunden mit hellblauen Seidenbändern. Solang er am Leben war, hat er immer ein hellblaues Schleiferl getragen. — Im Garten von der Milchfrau ist er eingegraben worden.“ — Und sie wischte vorsichtig eine Träne aus dem Augenwinkel.

Sie ist noch weißer heut als früher, dachte Andreas. Und er sagte laut: „Ich wüßte einen Ersatz für den Hund, ein anderes Tier.“ Er fügte voll Angst hinzu: „Wenn es noch lebt.“

„Ich will keinen Erſatz. Den Flocki kann mir niemand erſetzen," heulte das Mädchen leiſe.

„Meine Maus hab ich gemeint," wagte Andreas zu ſagen, doch ohne Hoffnung.

Betti vergaß ihren Schmerz. „Wo iſt ſie denn? Lebt denn die noch?" fragte ſie erſtaunt.

„Ich weiß nicht, ob ſie noch lebt," flüſterte Andreas. „Reden Sie nicht ſo laut — wegen den anderen hier im Saal! — Das iſt es ja gerade! Sie ſitzt im Briefkaſten, die ganze Zeit, unten im Garten. Sie kann ſchon verhungert ſein. Sie müſſen nachſehen, Sie tun mir den Gefallen, Fräulein Betti, Sie müſſen gleich hinuntergehen, jetzt gleich! — Sie brauchen nur aufzumachen — nur daß ſie hinaus kann ins Freie."

„Und wenn ſie mich anfällt — ausgehungert," fürchtete ſie ſich.

„Unſinn!" ſagte Andreas heftig. „Benehmen Sie ſich nicht kindiſch! Aber jede Minute iſt koſtbar. Der alte Briefkaſten hängt am Ende des Gitters nach der Straßenſeite zu. Sie gehen harmlos durch den Garten und tun, als ſuchten Sie unter den Kranken jemanden. Gehen Sie gleich!"

„Kaum iſt man da, wird man wieder weggeſchickt," maulte ſie, halb nur im Ärger.

„Sie müſſen das doch begreifen," verteidigte ſich

Andreas. „Man will doch nicht ſchuld ſein daran, daß ein Tier langſam verhungert.“

„Ich geh ſchon,“ ſagte ſie und ſtand auf. „Ich will ſehen, ob ich's machen kann.“

„Kommen Sie dann noch einmal herauf zu mir?“ fragte er.

„Nein,“ ſagte ſie knapp. „Das iſt doch nicht möglich. Wie würde das denn ausſehen?“

Als ſie ſchon an der Türe war, bat er ſie zurück. „Wenn Sie ſich dazu entſchließen könnten,“ geſtand er mühſam und flüſternd, „das Tier, falls es noch lebt, mit heim zu nehmen und zu pflegen —“

„Was?“ unterbrach ſie ihn voll Schauder. „Was Sie nicht alles verlangen! Da ſollte man eigentlich gar nichts für Sie tun. — Mit heimnehmen? Das gibt es nicht.“

„Nein,“ ſagte Andreas dumpf. „Ich weiß, da verlang ich zuviel. Aber — wieder iſt Zeit vergangen, und es kann auf Sekunden ankommen! Alſo —“

Betti ging ohne Gruß. Die Tür ſchloß ſich hinter ihr, ehe er begriff, daß ſie ſchon draußen war. Er hatte nicht mehr fragen können, ob ſie wohl an einem künftigen Tage wiederkommen und ob ſie ihm berichten werde.

— Ich habe ſie förmlich fortgejagt, ſagte er ſich ſpäter. Sie wird nicht wieder herfinden wollen. Ich

kann es ihr nicht übel nehmen. Und um welchen Gewinn hab ich mir dieſe Freundſchaft verſcherzt? Es war ja zu ſpät — es muß längſt zu ſpät geweſen ſein. Was iſt für das Tier getan — damit, daß es befreit wird? Es iſt ja zu ſchwach, um ſelber noch Nahrung zu ſuchen. Es macht ſich vielleicht auf und torkelt über den ſteinigen Weg — eine Strecke weit — und dann bleibt es liegen und verzuckt. Oder Kameraden entdecken das kleine weiße Ding und erſchlagen es oder zertreten es, oder werfen zum Spaß mit Steinen danach. Wer in der Hölle des Krieges hart geglüht worden iſt, erbarmt ſich nicht einer torkelnden Maus. —

Die nächſten Tage lag er gleichgültig. Er fand ſich ab mit dem Gedanken, von Karl nichts mehr zu hören, von Betti nichts mehr zu hören und nie wieder etwas von dem kleinen Tier, das ihn all die Zeit ſo gequält hatte.

Da er kräftiger wurde, beſchäftigte ihn die Zukunft. Er redete ſich ein, daß von der Dame in der weißen Villa etwas zu erfahren wohl wichtiger wäre, als über das endgültige Schickſal jener weißen Maus. Die Frage nach der Bankſtelle deckte alle übrigen Fragen zu. Es war anzunehmen, daß die Dame ſchon Schritte getan hatte, ihr Verſprechen zu erfüllen. Ob er ſich ihr bemerkbar machen ſollte? Sie

konnte ja nicht wiſſen, daß er wieder krank lag. Das Beſte würde ſein, ſelber vorzuſprechen, ſobald er ausgehen durfte. Das konnte nicht mehr lange dauern; der Arm heilte gut.

Die Kameraden äußerten Verwunderung, weil ſein Freund Karl gar nicht mehr nach ihm ſah.

„Der hat gerade Wichtiges zu tun — Geſchäftliches," erklärte Andreas — ſo, als wiſſe er Näheres, müſſe jedoch freundſchaftliches Stillſchweigen bewahren.

Von den wenigen, die aus früherer Zeit noch da waren, ſagte eines Tages einer laut, weil er glaubte, Andreas ſchlafe: „Familienzwiſtigkeiten! Die Blonde, die neulich dageweſen iſt, und den Kaſtan beſucht hat, die iſt früher die Braut vom Dobler geweſen. Ich hab ſie zuſammen auf der Straße geſehen, und der Dobler hat mir ſelbſt erzählt, daß es ſeine Braut iſt. Die hat der Kaſtan ihm weggeſchnappt."

„Sollt man ihm gar nicht zutrauen, dem Abſeitigen," ſagte ein anderer. „Aber ſtille Waſſer ſind tief."

Andreas wehrte ſich nicht gegen dieſe Auffaſſung. Er verſuchte nicht, zu berichtigen. Es war beſſer, ſie glaubten dies, als ſie wußten die Wahrheit. — Die Wahrheit? Wie klang denn die? Genau kannte er ſie wohl ſelber nicht — oder wollte ſie gar nicht er-

kennen. Da war manches dunkel geblieben in jener Nacht, die fern lag wie ein böser Traum.

Er durfte schon wieder aufstehen. Immerhin zog es ihn hinunter zum Briefkasten. Spuren mußten sich ja noch finden lassen. — Der junge Arzt sagte: „Ausgehen? — Nein, mein Lieber, bei dem Regenwetter schon gar nicht. Heute morgen hat es zum erstenmal geschneit. Sie wollen sich wohl gleich wieder bei Nacht herumtreiben und auf dem Glatteis auch noch die Beine einbüßen? Daraus wird nichts."

— Des Nachmittags, ganz unerwartet, kam Betti — zu derselben Zeit, wie das erstemal.

Andreas erschrak — durch seine Freude hindurch. Er wagte nicht recht, sich zu freuen. Sie konnte nur Böses bringen — schlimme Kunde zum mindesten.

„Guten Tag," sagte sie fast mürrisch. „A u f sind Sie schon? Da geht es Ihnen ja gut." Und dann müde belustigt: „Wie lächerlich das aussieht — so ein leer herabhängender Ärmel!"

Andreas tat einen zuckenden Ruck und wölbte ihr die linke Brustseite entgegen. Er hob den linken Arm und ließ ihn unnötig viel Bewegung machen. „Wollen Sie sich nicht setzen?" bat er mit geschwungener und ausgestreckter Hand.

„Fuchteln Sie nur nicht ſoviel hin und her," ſagte ſie hämiſch. „Ich weiß ſchon, daß Sie den linken Arm noch haben."

„Oh, nicht deshalb!" wehrte er ſich, rot bis in den Rockkragen. „Ich wollte Ihnen nur einen Stuhl anbieten." — Und er gab es auf, Schäden zu verbergen; er ſaß vor ihr und bot den leeren Ärmel willig zur Schau.

Er wartete — ſie werde ſprechen von dem, worauf er begierig war.

Aber ſie hatte andere Dinge im Kopf. „Die Wanda iſt im Krankenhaus," ſagte ſie eintönig. „Und die Sophie muß drei Tag abſitzen, weil ſie dem Kommiſſär vor die Füß geſpuckt hat, — nämlich, weil der ihr befohlen hat, ſie ſoll einen anderen Hut aufſetzen. Der Hut ſei ſo auffällig, daß die halbwüchſigen Buben ſchon merkten, was für eine ſie ſei. — Was den der Hut angeht, den Hanswurſten! Wenn man ſich anſtändig benimmt auf der Straße, das genügt — mehr können ſie nicht verlangen, die von der Polizei! In keiner Verordnung ſteht, was für Hüte wir tragen müſſen. — Und die Sophie hat ſich immer ordentlich geführt. Recht hat ſie gehabt — ins Geſicht hätt ſie dem ſpucken ſollen!" Sie ereiferte ſich zuſehends für die Kollegin.

„Mit dem Spucken ſeid ihr immer ſchnell bei der

Hand," ſagte Andreas langſam und nachdenklich. „Iſt das eine beſondere Eigenſchaft von euch?"

„Wieſo?" fragte Betti mißtrauiſch.

Andreas antwortete nicht. „Hat der Herr von der Polizei am Ende nicht doch recht gehabt?" fragte er feindſelig. „Wenigſtens die Kinder ſollte man ſchützen."

„Wenigſtens die Kinder? Alſo eigentlich auch die anderen Menſchen — vor uns!" höhnte ſie. „Bei wem ſind Sie denn in die Lehre gegangen?" Und ſie hatte in dem kalten Geſicht ganz verſteckt einen leidenden Zug von ſolcher Hoffnungsloſigkeit, daß ihm graute.

„So war es nicht gemeint," ſagte er haſtig. „Ich hab Ihnen nicht weh tun wollen."

„Weh tun — ha!" machte ſie verächtlich und ſah ihn faſt mitleidig an. „Mir kann kein Menſch mehr weh tun. So richtig weh tun — wenn das möglich wäre — da müßte unſereine dreimal täglich verrecken am gebrochenen Herzen."

Andreas wurde ſich klar darüber, daß ſeine feindlichen Worte die Folge ſeiner Erregung waren darüber, daß Betti nichts berichtete von dem Gang in den Garten und ihrem Verſuch, die Maus zu befreien. Er hatte anfänglich geglaubt, die Angelegenheit ſei ihr ſo unwichtig, daß ſie gar nicht mehr daran

dachte — aber jetzt begriff er plötzlich: ſie ſpricht nicht davon, weil ſie nichts unternommen hat, damals. Sie ſchämt ſich, das Mißlingen einzugeſtehen. Sie leidet unter dem unausgeführten Auftrag. Ich habe damals zuviel von ihr verlangt. Nun iſt ſie gekommen, um zu beichten — findet keine Worte — und da bemühe ich mich noch, ihr das Leben möglichſt ſchwer zu machen!

Sie ſaß ſchlank und biegſam vor ihm — in einem einfachen blauen Tuchkleid. Ein paar Veilchen betonten die Wölbung der Büſte — und Veilchenduft wehte ihn an — ein wenig zu ſtark, um echt zu ſein — und ſo, als ſei er auferſtanden in dieſem künſtlichen Geſicht, deſſen ovalen weißen Stein die dichtſtehenden Augen langſam und gleichgültig belebten.

„Parfüm?“ fragte Andreas lächelnd, „in dieſen teuren Zeiten?“

„Geſchenkt bekommen,“ ſagte ſie, freundlicher werdend, „nämlich von einem guten Kunden.“

Andreas' Züge verfinſterten ſich hilflos.

Betti ſah es. „Da! Weshalb fragen Sie denn?“ ſagte ſie, ſchon wieder wütend. „Nur, um nachher die Fratze ſauer verziehen zu können.“

Er ſchwieg — ohne Rat zu wiſſen. Er mußte an Tiere denken — an den Garten, in dem er am Tag ſeines Unglücks noch geweſen war — an den hoff-

nungsloſen Gang der Tiere die Gitterſtäbe entlang — an den müde gelauerten Blick von Tieren, die bösartig geworden waren durch die einſchnürenden Maßnahmen der Menſchheit — bösartig durch die feige kitzelnde Überlegenheit ihrer Herren."

Betti war aufgeſtanden. „Ich werde gehen," ſagte ſie muffig. Mit den Fingern der einen Hand, an der ſie ſchon die Handſchuhe zuknöpfte, deutete ſie obenhin durch die Fenſterſcheibe in die Gartenrichtung. „Übrigens, der da unten geht es gut," warf ſie hin.

„Wem? —" fragte Andreas atemlos.

„Wem wohl?" machte Betti ungeduldig. „Ihrer Maus."

Andreas konnte nichts entgegnen, er ſah dem Mädchen groß ins Geſicht.

Betti mußte halb verlegen lachen. „Fallen Sie nur nicht um," bat ſie. „Man muß Sie wohl auf alles vorbereiten; Sie ſtürzen immer von einem Entſetzen in das andere. — Was iſt denn weiter dabei? So war es doch ausgemacht."

„Was war ausgemacht?" beherrſchte ſich Andreas.

„Daß ich Ihnen den Gefallen tu," ſagte ſie einfach.

„Alſo, ſie hat noch gelebt! Alſo, ſie lebt!" überſtürzte er ſich. „Sie iſt davongekommen? Sie iſt im Garten?"

„Daheim," ſagte das Mädchen und ſah an ihm vorbei.

„Daheim?" fragte er in aufquellendem Glück. „Setzen Sie ſich noch einmal," verlangte er ſtürmiſch. „Erzählen Sie!"

Das Zimmer war mittlerweile leer geworden. Unten in einem größeren Saal gab es eine Vorführung. Wer geſund war, hatte ſich hinunter begeben. Nur in einer Ecke lag einer im Morphiumrauſch und ſtöhnte leiſe.

„Wollen Sie nicht auch zu den luſtigen Vorträgen?" fragte Betti ſanft und fügte faſt entſchuldigend hinzu: „Deshalb vor allem hab ich gehen wollen."

„Nein — keine Vorträge —" ſagte er wie im Fieber. „Setzen Sie ſich. Erzählen Sie!"

„Nicht viel zu erzählen," ſagte ſie heiter und ſah ihn an mit ganz neuen Augen. Da er einen Stuhl heranzerrte, half ſie. Und als ſie ſaßen, begann ſie mit einer Stimme, die ſich befreite vom grauen Schutt der Eintönigkeit: „Ich hab ſchon hölliſch aufpaſſen müſſen, denn die Mannsbilder im Garten haben mir nachgegafft wie dem Weltwunder. Die müſſen nicht ſchlecht ausgehungert ſein! Da könnte eine ein gutes Werk tun. An alles denken ſie, die Damen vom Roten Kreuz! An Wäſche und Bücher, an gutes Eſſen und Trinken, aber an ſo etwas nicht.

Wenn ſie ſchon etwas für's Vaterland tun wollen — warum nicht auch das? Das braucht mancher Soldat ſo nötig, wie Fleiſch und Brot.“ — Aber da ſie Andreas' ängſtlichen und ungeduldigen Blick einfing, ſagte ſie, nur vorübergehend ärgerlich: „Ich hör ſchon auf damit! — Alſo: wie ich hinkomm an den Briefkaſten, da muß ich immer nach rechts und nach links ſchauen und daran vorbeigehen, denn ſie haben mich beobachtet. Aber unſereine weiß es ſchon zu machen; man lernt es mit der Zeit, wie man es anſtellen muß, daß man nicht immerzu bewacht und beaugenſcheinigt wird. Ich hab ſchon den rechten Augenblick abgepaßt. Viel ſchwerer war für mich — bis ich mir ein Herz gefaßt hab und das Türl geöffnet. Die hat aber noch ganz gut laufen können, wenn ſie auch mager war wie ein Windhund! Mit zwei Fingern hab ich ſie erwiſcht — und bin ſchon wieder gegangen, als ob nichts geſchehen wär. Dann hab ich mein Taſchentuch in den Springbrunnen fallen laſſen — wie die aber an den Tropfen geſogen hat! Und in meinem Täſchchen — da iſt noch ein Stück Schokolade geweſen, da hat ſie ſich gleich drüber gemacht. Aber in der Trambahn — da hat es ein Hallo gegeben! Wie ich mein Zehnerl bezahlen will, da kommt ſie herausgeſtiegen. Eine Frau iſt faſt in Ohnmacht gefallen und hat mit dem Schirm eine Scheibe ein-

geſtoßen. Der Schaffner hat geſagt, das darf nicht ſein, Tiere werden nicht befördert. Ich hab ſchon eine Wut bekommen. „Auch Flöhe nicht?“ hab ich gefragt. „Da müſſen Sie aber viele Leut hinausweiſen.“ — Ich ſoll nicht frech werden, hat er geſagt, und ich müßt an der nächſten Halteſtelle ohne Widerrede ausſteigen. Zwei Herren haben geſchimpft und was geſchrien von dummen Weibern, die ſelbſt in dieſer ſchweren Zeit ihre Verrücktheiten nicht aufgeben und ekelhafte Beſtien halten“

Andreas war erbleicht. „Um Gottes Willen,“ ſtammelte er.

Aber Betti lachte. „Das hat mir nichts gemacht,“ verſicherte ſie. „Ich bin ausgeſtiegen. Ich hab die nächſte Droſchke genommen und bin heimgefahren.“ Sie erwärmte ſich an ihren eigenen Worten. Sie hatte ein wenig Blut in den matten Wangen.

„Und alles wegen mir,“ ſagte Andreas vernichtet.

„Wegen Ihnen?‘ fragte Betti mißtrauiſch. „Wegen der Maus!“

„Ich will ſagen: alles durch meine Schuld,“ verbeſſerte ſich Andreas. — „Ich hab gar nicht geglaubt,“ ſetzte er gefaßter und lächelnd hinzu, „daß Sie ſo viel auf einmal reden können, wie eben.“

„Ich wundere mich ſelbſt,“ entgegnete Betti ganz ernſthaft.

„— und daheim?“ fragte Andreas weiter.

„Daheim hab ich eine Wohnung für sie beschafft,“ fuhr sie gefällig fort. „Auf dem Markt an einem besonderen Stand gibt es Mauskästen zu kaufen — ganz hübsche —“

„Ich weiß,“ unterbrach sie Andreas. Und ihm war, als ob er träume ... „Eine Mark zwanzig das Stück, mit Futternapf und Holzwolle.“

„Aber“, sagte das Mädchen ganz lebhaft und freimütig, „da ist etwas geschehen neulich nachts!“ Und sie kicherte. Andreas hatte sie noch niemals kichern hören. Daß sie es überhaupt konnte, wunderte ihn. Es klang ihm, als rännen bunte Kiesel über eine silberne Platte. „Da ist Ihnen etwas geschehen in der Nacht! Also, wie ich am Morgen nach ihr seh, da ist die Glasscheibe halb offen, und was huscht heraus und plumpst vom Tisch herunter und ist schon unter der Bettstatt? Eine graue Maus! Ich hab geschrien, aber alles war schon vorbei. — Und das ist ein Mäuserich gewesen, und jetzt kriegt die Milli Kinder — gesprenkelte! Sie ist schon ganz dick.“ Und sie lachte zufrieden.

„Die Milli?“ fragte Andreas, ganz im Unklaren.

„So hab ich sie getauft,“ sagte Betti stolz.

„Ich werde Ihnen das Geld für den Kasten wiedergeben,“ lächelte Andreas — in einem Glücks-

gefühl, das ihn leicht betäubte. „Und die Glasscheibe?“ setzte er schneller hinzu.

„— ist längst wieder geschlossen!“ beruhigte ihn Betti.

„— des Trambahnwagens,“ erläuterte er.

„— hab ich bezahlt,“ gestand sie freundlich.

Er bekam wieder Sorgen. „Es ist schrecklich,“ klagte er, „was Sie alles haben durchmachen müssen meinetwegen — wegen der Maus.“ — Und näher zu ihr, wieder halb wie im Traum: „Weshalb haben Sie es eigentlich getan — das alles?“

Ihre Augen hingen ineinander. „Ich weiß nicht . . .“ sagte sie leise, mit einem mürrischen Unterton, und sie stand auf.

„Etwas wenigstens habe ich für Sie — zum Dank für Ihre Mühe,“ sagte er plötzlich ganz laut und sprang empor — und er hatte so schnelle Bewegungen, wie schon lange nicht mehr. Er kramte unter den Büchern auf dem Tischchen neben seinem Bett und brachte etwas hervor, das fein in Seidenpapier gewickelt war. „Ich habe Sie Ihnen an meinem letzten Ausgangstag schon hinaufbringen wollen. Nun sind sie hier gelegen die ganze Zeit und haben gewartet. — Oh, nichts von Belang,“ setzte er hinzu, schon wieder beschämt.

Sie wickelte aus. „Handschuhe!“ rief sie. — „Eine

ſchöne Farbe," fügte ſie ſachlich bei. „Ein rotes Lila, zu rot allerdings für dies blaue Koſtüm. $5^1/_2$, wirklich meine Nummer! — Ich werde mir ein anderes Kleid machen laſſen müſſen, paſſend zu dem Leder," ſcherzte ſie. „Ich dank Ihnen —" und ſie gab ihm die Hand, die ſie wieder entblößt hatte während ihrer langen Erzählung.

Er hielt die warme — und er wurde plötzlich hinabgeworfen zu ihr, er küßte ſie ungeſchickt.

Sie entriß ihm die Finger. „Aber laſſen Sie doch den Blödſinn," befahl ſie ärgerlich. „Sind Sie ein Baron vielleicht und ich eine Gräfin?"

„Ihre Hände könnten von einer Gräfin ſein," wagte er zu verſichern. „Am Ende haben Sie adeliges Blut?"

„Ich weiß nicht," ſagte ſie gleichgültig. „Meine Mutter hat nicht gewußt, wer es ihr angetan hat. Ich bin ein lediges Kind."

„Und Sie ſelbſt — haben Sie kein Kind?" fragte er geſpannt.

„Sie wiſſen es doch — nein," warf ſie hin.

„Und Sie ſind auch nie — Sie haben niemals eins bekommen ſollen?"

„Zwei Fehlgeburten," ſagte ſie eintönig. Und dann gereizt: „Fangen Sie ſchon wieder an mit

Ihrem Verhör? Da ist es besser, daß ich abschiebe," und sie sah nach der Türe.

Andreas begleitete sie. Sie schritten stumm nebeneinander, durch Gänge und Treppen hinunter. Andreas fing spöttelnde Blicke auf, und er hörte verdecktes Lachen hinter sich.

Am Ausgang fragte er — demütig fast: „Kommen Sie wieder einmal, mich besuchen?"

„Vielleicht," sagte sie obenhin und ging ohne weiteren Abschied.

Die Brücke

„Das ist schon wichtig, das," bekräftigte sich Andreas halblaut selbst, als er zum erstenmal wieder durch die Straßen der Stadt ging. Er redete sich Mut zu, sofort eine Angelegenheit zu erledigen, die in Gefahr war, unbestimmt lange aufgeschoben zu werden — nur weil sie nicht bequem sich anließ, und weil ihm nicht recht geheuer war dabei.

Aber in der Tat, — es war von Bedeutung, gleich einmal in die weiße Villa zu gehen. Je länger man wartete, um so mehr konnte die Sache einschlafen und in Vergessenheit geraten. Man mußte kommen und sagen: Hier bin ich! Nun sollt ihr tun, was ihr freiwillig zu tun versprochen habt!

Wollte man weiter kommen im Leben, so mußte man seine Ellbogen gebrauchen. — Und wenn man nur einen noch hatte, den erst recht!

Andreas sah unterwegs prüfend an seiner rechten Seite hinunter. Er hatte zu Hause den leeren Ärmel sorgfältig mit einer Sicherheitsnadel in der Rocktasche festgesteckt. Er fand alles in Ordnung.

Er redete weiter auf sich ein — heftig beinahe — mit einer künstlich befeuerten Zähigkeit — um keinen abratenden Gedanken, kein für den Augen-

blick erleichterndes Sichwegwenden durchbrechen zu laſſen.

Dennoch ertappte er ſich darauf, daß er in Gegenden herumlief und eine Richtung einſchlug, die gar nichts zu tun hatten mit der weißen Villa. Militäriſch faſt machte er kehrt und zwang ſich den rechten Weg unter die Füße.

Nichts hatte die rothaarige Dame hören laſſen. So war es ſeine Sache, ſich zu melden. Man wartete wohl darauf. Man ſollte nicht vergebens warten. Und ſelbſt, wenn es anders war, — ſelbſt wenn man hoffte, nicht mehr auf ihn zu ſtoßen, — dieſe Hoffnung war ſo wenig berechtigt, daß er dafür Sorge tragen mußte, ſie betrogen zu ſehen.

Sollte man immer nur ſtillſitzen und warten? — Auch die Betti war nicht mehr gekommen. Es gab eine Beſcheidenheit, die zur Anmaßung wurde. Man machte ſich ſchließlich keinem Menſchen mehr bemerkbar, man ſuchte keinen für ſich zu gewinnen und zu halten — und rechnete nur noch unbeſtimmt damit, von dem einen oder anderen gewonnen zu werden. Darin lag eine Zurückhaltung, die falſch verſtanden werden konnte — ein ſich in die Ecke ducken, das vor den Menſchen zum Hochmut wurde.

Andreas ſchritt kräftiger aus und hörte den herri-

ſchen Klang ſeiner Soldatenſtiefel ſchon auf dem ſtilleren Pflaſter der Villengegend.

Diesmal ging er nicht erſt vorbei am Vorgarten, ſondern ſchnell hinein und hindurch. Der Kies knirſchte genau wie damals in der Nacht — und die Nacht ſtand auf aus dem Kies, mit einem Schlag — ſo groß und unverſtändlich, ſo bösartig und ſchmerzhaft — daß er ſtillſtand und rückwärts gezogen wurde, wie an zuckenden Fäden, die ihn retten wollten.

Er warf ſich förmlich gegen den Eingang und die elektriſche Klingel. Er drückte ſie halb betäubt. Faſt hoffte er noch, ſie werde nicht anſchlagen. Aber als er ſie drinnen aufſchrillen hörte, kam Beruhigung. Nun waren die Brücken abgebrochen hinter ihm und Rettung nur noch im Durchleben der Gefahren, die vor ihm lagen.

Ein junger Diener öffnete, — nicht das kantige Geſicht des ältlichen Kutſchers, das er erwartet hatte. Ein hübſches Kerlchen — dachte er. Zart wie ein Mädchen! Den hat die Dame wohl in Dienſt geſtellt. Habe ich nicht am Ende das zweifelhafte Vergnügen, ihm ähnlich zu ſehen.

„Iſt Frau Bolz zu ſprechen?“ fragte er.

Der junge Diener muſterte ihn von unten bis oben. Er ließ ihn nicht eintreten. „Was wünſchen Sie denn?“ fragte er zurück. „Meine Herrſchaft gibt an

das Rote Kreuz und an andere Vereine. Dem Einzelnen wird kein Geld gegeben."

Andreas begann zu zittern. „Wer ſagt Ihnen denn, daß ich betteln will?" ſchrie er faſt. „Was nehmen Sie ſich heraus! Laſſen Sie mich wenigſtens eintreten!" Und er ſchob ſich in die Halle. Heftig verhörte er dann: „Überhaupt: weshalb ſtehen Sie denn nicht im Felde?"

Der Diener wurde ganz kleinlaut. Er ſah zur Seite wie ein Ertappter. „Ich hab's in den Nieren," geſtand er.

„In den Nieren — natürlich!" ſagte Andreas aufgebracht, ohne ſich etwas dabei denken zu können. „Melden Sie mich ſofort der Dame. Kaſtan heiße ich."

Er mußte diesmal nicht in der Halle warten. Er wurde in ein Zimmer geleitet, das ihm noch unbekannt war. Ein Gewehrſchrank ſtand in der einen Ecke, und in einer anderen ein Tiſch mit einer Menge Zigarrenkiſtchen in den verſchiedenſten Formen. Vor dem Kamin, der einen künſtlichen Holzſtoß enthielt, durch den gelochte Gasröhren nicht heimlich genug liefen, lag ein Jagdhund. Der hob ſichernd die Naſe — und begann mit dem Schwanzſtummel den Parkettboden zu bearbeiten.

Welch freundliches Klopfen von dem Tier — dachte Andreas. Alles wird gut werden! — Er trat

näher und beugte ſich zu dem Hunde, der ſchnuppernd die Luft durch feuchte Nüſtern ſtieß — ganz nah vorbei an ſeinem Ohr. Er fühlte eine zärtliche Zunge am Hals, und er legte ſeine Wange — geborgen für Augenblicke wenigſtens — an dies unbeſchreiblich gutmütige warme Schlappohr.

— „Sie wünſchen, bitte?“ ſagte eine Stimme hinter ihm.

Andreas tauchte auf aus der ſtummen Zwieſprache, wandte ſich und ſtand einem Herrn gegenüber, der einen blauen Zwicker trug, eine Zeitung in der einen und ein Buch in der anderen Hand hielt. Zwiſchen die Buchſeiten war ein Bleiſtift geklemmt. Er ſtand da in einer geſchäftigen Hilfloſigkeit, die Andreas betont ſchien. Er war ganz kahl und glatt raſiert, und weil man die Augen nicht ſah, konnte er ſowohl dreißig wie ſechzig Jahre zählen.

„Ich habe die Ehre, der Dame des Hauſes nicht unbekannt zu ſein. Anſcheinend Ihrer Frau Gemahlin,“ begann Andreas.

„Der Frau Bolz-Viviani?“ fragte der Herr, als ſpräche er von einer ihm ziemlich fernſtehenden Perſon. „Was wünſchen Sie alſo?“

„Ich ſtöre wohl,“ meinte Andreas.

„Nein,“ ſagte der Herr und warf einen Blick in die Zeitung.

Andreas fühlte ſich unaufhaltſam gedrängt, zu verlangen: „Dann legen Sie wenigſtens das Buch beiſeite.“ — Und er verlangte es, gewürgt von der eigenen Dreiſtigkeit.

Der Herr ſtutzte. Dann lachte er ſehr laut. „Sie haben originelle — ich wollte ſagen: eigentümliche, oder auch: wunderliche Einfälle! Setzen Sie ſich. Sie werden Frau Bolz-Viviani wohl von ihrer Tätigkeit im Roten Kreuz her kennen.“ Er hatte einen hämiſchen Unterton, als er „Tätigkeit“ ſagte.

„Von meiner Tätigkeit —?“ mißverſtand Andreas halb erboſt. „Ich habe dort gar nichts getan. Mit mir iſt nur getan worden!“

„Von ihrer — der Dame Tätigkeit,“ erklärte der Herr ungeduldig. Er warf einen Blick in das Buch. Der Bleiſtift entrollte ihm. Andreas hob ihn auf. „Danke!“ ſagte der andere und ſchrieb Zahlen.

„Ich ſehe, daß ich doch ſtöre,“ zwang ſich Andreas zu äußern und ſtand auf.

Der Herr warf Bleiſtift und Zeitung und Buch knallend auf den Tiſch. „Aber nein, Beſter, aber nein!“ beeilte er ſich mit unheimlicher Freundlichkeit zu verſichern. — „Alſo was wünſchen Sie?“ fragte er zum drittenmal.

Andreas tat einen verzweifelten Sprung. „Ich habe eine Hand verloren,“ geſtand er. „Die gnädige

Frau verſprach mir, das heißt, ſie bot ſich aus freien Stücken an —“. Als er dieſes ‚bot ſich aus freien Stücken an‘ im eigenen Ohr hörte, erſchrak er ſchwer wie ein Verräter und verbeſſerte ſich: „Ich meine, ſie kam ſelbſt auf den Gedanken, einmal wegen einer Stellung für mich mit ihrem Gatten, alſo mit Ihnen, zu reden.“

„Was haben Sie denn früher getrieben — vor dem Unfall?“ fragte der Herr und langte ſpieleriſch nach dem Buch auf dem Tiſch.

Unfall? dachte Andreas, und er berichtete, flüſſiger: „Ich bin Buchbinder geweſen. Aber damit iſt es nun aus. Wer kann mit einer Hand ein Buch binden. Wer das zuwege bringt, der darf ſich auf der Varietébühne ſehen laſſen.“

Herr Bolz wurde lebhaft: „Sagen Sie nicht ‚Varieté‘,“ bat er, „ſagen Sie — vielleicht: ‚Allerlei‘, oder: ‚Durcheinander‘! Wir haben gute deutſche Bezeichnungen für jedes welſche Wort. Wir müſſen unſere ſchöne Sprache ſäubern von den fremden Paraſiten.“

„Paraſiten?“ wiederholte Andreas.

Der Herr ſprang eifrig auf. „Warten Sie!“ rief er. „Warten Sie! Es findet ſich natürlich ein gutes deutſches Wort dafür. Zehn — wenn es nötig iſt!“ und er beſann ſich.

Es wurde ganz ſtill im Zimmer. Andreas wagte nicht ſich zu rühren. Auch den Jagdhund anzuſchauen, mußte er vermeiden, denn als er es getan hatte, begann wieder das freundliche Klopfen gegen das Parkett, — worauf Herr Bolz unwillig hinüberſah.

„Ja —“ ſagte Herr Bolz und ſetzte verſchiedentlich zum Sprechen an. „Ja — vielleicht — Miteſſer — nein — das Wort iſt belegt —“ und er verſank wieder in Grübeln.

Aber es dauerte zu lange. Andreas hielt es nicht mehr aus. Auch pochte es ſchon wieder gegen den Boden. „Wie verträgt er ſich denn mit dem weißen Kater?“ gab er gekrampft von ſich und ſah flehend auf den Hund.

Herr Bolz fuhr auf. „Was? Wer —?“ fragte er gedankentrunken.

Im gleichen Augenblick meinte Andreas verſinken zu müſſen, er wünſchte nichts inbrünſtiger. Was denn kopflos zu verraten, trieb ihn der Satan! Um der Frau willen — Allmächtiger! — wenigſtens um ihretwillen zurückkönnen! — Aber er konnte nicht zurück, und er verſank auch nicht. Er blieb, wo er war, und er mußte antworten — etwas ſagen auf die Frage von Herrn Bolz. Er fühlte ſich vorwärts geſtoßen — gezwungen, die gleichen Worte aufzu-

greifen. — Sinnlos und gemartert: „Wie verträgt er ſich denn — mit dem —“ und er bog aus, halb in Ohnmacht — „mit dem Paraſiten?“

„Der Miteſſer?“ fragte Herr Bolz eifrig. „Eben nicht! Er verträgt ſich nicht damit! Ein anderes Wort!“

Gerettet! dachte Andreas mit neuer Kraft. — Noch einmal gerettet.

„Geben wir's auf,“ ließ Herr Bolz entmutigt ſich vernehmen. „Heute will es nicht. Ein andermal. — Alſo, was wünſchen Sie?“

Andreas begann wieder: „Ich habe meine Hand verloren —“ aber er ſchwieg gleich unter dem Blick des Herrn. Zum erſtenmal hinter dem blauen Klemmer ſah er die Augen tadelnd aufgeriſſen.

„Eine Hand?“ ſagte Herr Bolz ſtreng. „Ich denke doch, den ganzen Arm — ſoviel ich erkenne.“

„Damals war es nur die Hand,“ ſagte Andreas.

„Damals — wann?“ forſchte der andere.

Andreas glaubte wieder, alles verraten zu haben. Er wurde bleich, aber er faßte ſich flink, nun ſchon gewöhnt an dieſe gräßlichen Zwiſchenfälle. „Damals,“ fuhr er fort, „als die gnädige Frau mich im Roten Kreuz kennen lernte.“

Herr Bolz ſchlug die Hände ineinander. „Alſo, was wollen Sie eigentlich? Heraus mit der Sprache!“

Er hatte plötzlich einen ganz anderen, einen angreiferiſchen, einen böswillig-luſtigen Ton. „Mich erpreſſen — Frau Viviani erpreſſen — oder was?“

Es entſtand eine Stille. Das Zimmer begann ſich zu drehen um Andreas. „Mein Gott —“ murmelte er vernichtet. „Wie kommt man auf ſolche Gedanken? Was heißt denn das?“ und er ſah Hilfe ſuchend hinter ſich. „Iſt denn die gnädige Frau nicht da? Wirklich, die könnte doch alles aufklären . . .!“

„Frau Viviani iſt nicht da,“ ſagte Herr Bolz ſcharf.

„Die Bankſtelle!“ warf Andreas verzweifelt heraus. „Ich will doch nichts weiter, als mich nach der Bankſtelle erkundigen. Von ihr war die Rede!“

„So — eine Stelle wollen Sie vermittelt haben,“ ſagte Herr Bolz milder. „Ich glaube faſt, Frau Viviani hat mir davon erzählt. Ja—“ und er dehnte die Worte, „wie denken Sie ſich das eigentlich? Die einfachſte körperliche Arbeit können Sie nicht verrichten. Sie können ja nicht einmal eine Mappe unter den Arm klemmen. Wo iſt er abgenommen?“

„Ganz oben,“ ſagte Andreas, — und tollkühn, weil doch ſchon alles verloren ſchien: „Da war auch noch von einer künſtlichen Hand die Rede . . .“

„. . . die man unten an den leeren Ärmel bindet — oder wie?“ lachte der Herr. „Oder denken Sie an einen ganzen Holzarm? Der iſt unbeweglich und un-

brauchbar. — Kann man Ihnen Geld oder Wertpapiere zur Beförderung anvertrauen — bei Ihrer beſchränkten Wehrfähigkeit? Nein. Können Sie Zettel ſichten oder Zeitungen ſchichten oder die Poſt beſorgen? Nein. Können Sie auch nur Türen richtig auf- und zumachen? Nein. Können Sie drei Worte ſchreiben? Nein. — Eine Bankſtelle — wie die Leute ſich das ausmalen!“ Herr Bolz war ganz erhitzt. „Unter dem Geſichtspunkt des Verluſtes einer Hand hat meine Frau“ — zum erſtenmal ſagt er: ‚Meine Frau‘ — dachte Andreas — „vielleicht irgendwann, mit der Unerfahrenheit von Frauen in dieſen Dingen, über die Möglichkeit einer Anſtellung geſprochen. Aber — wie Sie ſelbſt nicht leugnen — damals beſaßen Sie noch Ihren Arm. Bei dem heute vorliegenden Grade von Verſtümmelung hätte ſelbſt meine Frau genau gewußt, daß Stellen, wie Sie ſie im Auge haben, niemals in Betracht kommen. — Was waren Sie früher?“

„Buchbinder,“ ſagte Andreas.

„Bleiben Sie dabei,“ entſchied Herr Bolz.

Andreas war entſchloſſen, dieſem Rat nichts entgegenzuſetzen. Aber der andere kam ſelber darauf. „Das geht wohl auch nicht mehr, wie?“ fragte er.

„Vielleicht könnte man — zwar nicht Bücher binden, aber welche ſchreiben,“ ſagte Andreas in mat-

tem Zorn. „Das iſt gar nicht ſo ſchwer. Und man hat manches erlebt!“ — Er war drauf und dran, alles hinauszuſchreien — alles.

Herr Bolz klopfte ihm auf die Schulter. „Tun Sie das,“ riet er. Der Plan iſt gut. „Schreiben Sie was vom Kriege, ſolche Bücher werden gekauft. Oder, wenn nicht ſelbſt ſchreiben, dann eben diktieren.

„Diktieren?“ fragte Andreas.

Aber Herr Bolz überhörte es. Er fuhr fort: „Sie haben Witz — und Sie haben Geiſt und originelle Einfälle — ich meine, wunderliche Einfälle. — Sollte mir noch klar werden, wohin man Sie ſonſt ſtellen könnte — an welchen Poſten — ſo werde ich Sie benachrichtigen. Mit Gott.“

„Ich danke Ihnen,“ ſagte Andreas in die leere Luft. — „Bitte,“ erwiderte Herr Bolz gütig und machte die Tür auf.

Schon unter ihr hörte Andreas noch die vertraulichen Worte: „Übrigens, der Toß — ich meine den Jagdhund —: er verträgt ſich ausgezeichnet mit dem weißen Kater. — Haben Sie nicht danach gefragt? — Adieu.“

Andreas ſtand allein in der Halle, und ihn ſchauderte. Er griff nach der Mütze am Kleiderhaken. Da ging gegenüber eine Tür auf.

Jemand kam heraus, faßte ihn wortlos am Arm

und zog ihn in einen dämmerigen Raum, in dem die Gardinen vor den Fenstern dicht zusammengezogen waren.

Die Türe schloß sich — und vor ihn trat die rothaarige Dame, nicht recht deutlich in der halben Nacht. Aus verschwimmenden Linien entstand allmählich ein Schlafzimmer, das ihm bekannt war.

Das Bett zeigte sich aufgewühlt, Kissen türmten sich drohend und groß im Dämmerlicht — erstarrte Bewegungen, Polster, in die gebannt noch die heftige Begier dessen zu leben schien, der sie geballt und hingeschleudert hatte.

Die Dame trug einen weiten hellen Mantel mit dunklen Flecken.

Sie scheint lange zu ruhen, sagte sich Andreas. Es muß fünf Uhr nachmittags sein.

„Weil Sie gerade da sind" — fuhr eine Stimme durch das Zwielicht auf ihn zu. „Ich habe ein paar Worte mit Ihnen zu reden."

„Bitte," sagte Andreas, ganz fremd sich selber.

„Also hören Sie," befahl die Dame. „Mir ist eine Perlenkette abhanden gekommen und auch ein Ring. Ich denke, Sie dürften genau wissen, wo beides geblieben ist."

Vor Andreas fielen Schleier — und er sah in Abgründe. Hat der Karl damals also wirklich — schlug

es durch ihn wie eine eiskalte Flamme. — Aber so etwas träumt man doch nur — beruhigte er sich.

— „Ist das das Bett, in dem ich einmal gelegen bin?“ fragte er wie im Traum.

„Was unterstehen Sie sich! Sie sind niemals in diesem Bette gelegen,“ zischte das Wesen vor ihm. „Begreifen Sie: niemals!“ — Sie hatte die hohe scharfe Stimme seines jungen Kompagnieführers von der Front.

„Zu Befehl!“ sagte er unwillkürlich.

Die Stimme sank von ihrer Höhe herab. „Ich könnte eine Anzeige machen,“ verdeutlichte sie nüchtern. „Dahingehend, daß ein Soldat, den ich so gutmütig war zum Tee zu mir kommen zu lassen, meine Harmlosigkeit mißbraucht und mich bestohlen hat. Ich will davon absehen. Vielleicht stellen sich die Perlenkette und der Ring von selbst wieder ein. Ich rechne darauf.“

„Jawohl,“ sagte Andreas.

Ich werde es dem Karl mitteilen müssen, dachte er dann.

„Ich bin fertig!“ sagte die Dame und stieß die Tür auf.

Andreas ging schon — in die Richtung, aus der Licht kam. Noch einmal hemmte er den Schritt. „Aber —“ sagte irgend etwas aus ihm, „wie ist denn

das? Eine kann keinen Wurm leiden ſehen, ſie ſchaudert, wenn von Tierfellen die Rede iſt — doch Menſchen quälen, das gelingt ihr ohne Schwierigkeit.“

„Was wollen Sie noch?“ ſagte die Dame verſtändnislos. „Ich bin fertig — habe ich Ihnen ſchon bedeutet!“

Zum zweitenmal fand ſich Andreas allein in der Halle. Er blieb ſtehen und horchte — ob nicht noch irgendwelche Worte nachkämen — von Herrn Bolz oder aus dem dämmerigen Schlafzimmer. Aber es blieb ſtill — ſo ſtill, als ſei das Haus gar nicht bewohnt. Nur die nackten Menſchen oben an der Wand vollführten unangefochten ihren lautloſen Tanz im Stein.

Das Ehepaar Bolz-Viviani hat ſich mir gegenüber endgültig ausgeſprochen; ich bin nicht einmal mehr für dieſe Halle vorhanden — ſtellte Andreas feſt und ging. Die Haustür klappte bösartig hinter ihm.

— Eigentlich kann ſie einem leid tun — ſagte er ſich, als er in friſcher Luft atmete und die ſtille Straße mit den hochmütigen Villen langſam hinunterging. — Dieſe Frau! Sie ahnt gar nicht, wie ſehr ſie durch Zufälligkeiten — oder war es etwas Notwendiges? — in meine Hand geraten iſt. Sie glaubt, wenn ſie leugnet, iſt alles für ſie gut und in Ordnung. Wie lächerlich ſie iſt in ihrer törichten

Sicherheit. Ein Wort von mir — und der Karl iſt verloren, und die Frau iſt verloren!

Er fühlte ſich befreit. Etwas war klar geſtellt. Man verdächtigte ihn, aber das hatte ſein Gutes: denn dadurch wußte er ſelbſt nun genau, wie es wirklich ſtand. — Wird er dem Karl etwas ſagen? Ihn zu bewegen ſuchen? — Weshalb? Hoffentlich bekam er ihn nie mehr zu ſehen. Was ging ihn das alles noch an: die Perlenkette, und die rothaarige Dame, und der Karl, und der Herr mit dem blauen Zwicker. Das alles war wie aus verſunkenen Zeiten. Man ließ gleichmütige Augen darüber hingehen, als unbeteiligter Zuſchauer.

— Er trat in ein Café. Sein Blick fiel auf die Uhr an der Wand.

— Ich müßte ſchon im Lazarett ſein, entdeckte er gleichgültig. —Bis fünf habe ich Urlaub, es iſt gerade ſoviel. — Er beſtellte etwas zu trinken, ein Bier. Er ſaß an einem Fenſter und ſah auf die Straße, ſah Frauen und Soldaten, Zeitungsverkäufer, Pferde, Ladenmädchen, Hunde, Dienſtmänner, — ſogar eine Katze, fremd in dem flüchtigen Wirrwarr, ein reißendes Tier aus der Wildnis — als unbeteiligter Zuſchauer.

Es iſt alles Schwindel — ſagte er ſich. Sie machen die gleichen Augen — die rothaarige Dame und die

Betti, wenn ſie aufgeregt ſind. Es iſt einerlei, ob die eine einen blauen Mantel mit weißen Blumen anhat und die andere einen weißen mit blauen Blumen — oder ob es umgekehrt wäre. — Ich fürchte mich zu Tode, ſagt die eine, wenn ſie Angſt hat, — und die andere ſagt das nämliche, wenn ſie ein ſchlechtes Gewiſſen hat.

Er griff nach Zeitſchriften, die neben ihm auf dem Stuhle lagen. Er blätterte unaufmerkſam in ihnen — und fand in einer illuſtrierten ſein eigenes Bild. Etwas angeſtrengt hielt er ſich dort aufrecht, in einem wohlhabenden Klubſeſſel, umwuchert von Palmen. Darunter ſtand: „Gefreiter Ammann, Pionier, der heldenhaft kämpfend die rechte Hand eingebüßt hat.“

Das mit der Hand hat alſo doch hingeſchrieben werden müſſen, dachte er, hilflos erbittert. Sie hat es ſich nicht verſagen können, dieſe — Dame! Dieſe zärtliche Schlachtfeldhyäne! Dieſer wohlwollende Würgengel! — Wer nur dieſer Ammann ſein mag, den ſie dauernd auf der Zunge hat, grübelte er dumpf. — Wahrſcheinlich heißt jeder Ammann für ſie.

Er beſtierte die eigenen Züge — mit grauſamer Schadenfreude. „Welch ein Tropf!“ ſagte er leiſe. „Wie geſittet er in dem üppigen Seſſel ſitzt — mehr

krampfhaft ſchwebt. Welch eine brave Dürftigkeit! Wie er darauf aus iſt, der allerhöchſten Dame Mißfallen ja nicht zu erregen.“

Er ſuchte in den Taſchen nach einem Bleiſtift und fand keinen. Er goß einen Tropfen Bier auf das Geſicht des Bildes und zerſchabte mit dem Meſſer die ſich erweichenden Züge.

„Bitte, bitte, was machen Sie denn da?“ fragte eine Stimme, und als Andreas aufſah, merkte er, daß ein neuer Gaſt an ſeinem Tiſche Platz genommen hatte.

„Ich löſche etwas aus,“ erklärte er.

„Aber das geht doch nicht,“ meinte der andere mit leiſem Vorwurf. „Sie ſcheinen da das Bild eines Helden — eines Ihrer Kameraden zu ruinieren.“

„Zu zerſtören —“ verbeſſerte Andreas, „bitte, keine Fremdwörter! Wenn Sie Forderungen ſtellen — ich habe auch welche an den Mann zu bringen.“

Der andere ſchaute dumm erſchrocken. Aber er brachte es fertig, beſänftigend zu ſagen: „Das begreife ich ſchon, daß man einen Menſchen nicht leiden kann und ſein Bild nicht anſchauen mag. Sie waren wohl verfeindet mit ihm?“ und er nickte gegen die Zeitung. „Aber in dieſen ſchweren Tagen ſollen doch alle einander Brüder ſein.“

„Er war der größte Trottel, der mir je begegnet

iſt," ſtellte Andreas feſt und tippte mit dem Finger auf die leer geſchabte Stelle.

„Aber das— " ſagte der andere beſtimmt und ſtreng, „das iſt doch kein Grund, um einen Menſchen zu haſſen. Was kann er denn dafür?"

„Meinen Sie?" fragte Andreas halb neugierig, aus einer läſſig bekämpften Abſpannung heraus.

Der Gaſt holte ſich die Zeitung. „Ammann heißt er," las er bedauernd „— und eine Hand hat er verloren!" warf er aufgebracht hinzu. Er bekam bösartige Augen. „Ich weiß nicht, mein Herr," ſagte er ganz ablehnend, „unter dieſen Umſtänden Haß hegen zu können, wird für jeden Chriſtenmenſchen unbegreiflich ſein!"

„Eben haben Sie mich noch begriffen," ſagte Andreas müde.

„Es gibt Grenzen! das — nein! das — nein!" wehrte ſich unerbittlich der andere. Und er ſchwieg feindſelig.

— Andreas hatte das Gefühl, gegen das Herantappen — gegen das Heranrauſchen eines merkwürdigen Schlafes ankämpfen zu müſſen. Er hob den vornüber geſunkenen Kopf. Er ſagte ganz unvermittelt und mit ungefüger Zunge: „Das iſt ſchon ſo in der Welt. Immerzu betrügt einer den anderen. Sie hat mich betrogen — hätte ſie es können, wenn

nicht auch ich ſie betrogen hätte? Die vielen Zuſammenhänge, die rätſelhaften! — Sie hätte gar keine Gelegenheit gehabt, mich zum Narren zu halten. Ich habe ihr erſt die Möglichkeit ſchaffen müſſen. Hätte ich keinen künſtlichen Arm erſchleichen —ja: erſchleichen wollen und die Stelle bei der Bank — ſie hätte mich ſchwerlich in ihr Bett bekommen.“

Dem Fremden wurde der ſchläfrige Schwätzer unheimlich, er begehrte nach dem Zahlkellner.

Andreas erwachte. „Verzeihen Sie,“ ſagte er in tödlicher Beklemmung. „Ich bin ein wenig müde — der erſte Ausgang — ich weiß gar nicht, wieſo wir ins Geſpräch gekommen ſind.“

„Ich auch nicht,“ erklärte der andere voll ängſtlicher Abwehr.

„Aha!“ rief Andreas und ſah auf die Zeitung. „Wegen dem Bild meines Todfeindes!“ und er gab der zerweichten Stelle einen Stüber.

Der Fremde ſchüttelte den Kopf. Er ſtand auf, und er bekam — halb ſchon aus gefährlichem Bereich — wieder ſeine Feſtigkeit. „Unglaublich,“ warf er geringſchätzend hin. „Adieu.“

„Mit Gott!“ rief Andreas lachend hinter ihm her. „He! Sie! Man muß jetzt die Fremdwörter verdeutſchen! Fragen Sie nur Herrn Bolz, Hohenzollernring 11.“

Er zahlte auch und ging. „Nur die Betti — ſie allein von allen hat mich nicht betrogen, bis jetzt noch nicht — die Hure Betti, die Straßendirne Betti Koch! Gehn wir zu ihr! Ich muß ihr die Auslagen erſetzen, die ſie gehabt hat für den Mauskäfig und die Trambahnfenſterſcheibe.“

Er ſprach laut mit ſich, ſo daß die Leute auf der Straße ihm nachſpähten. Er wankte. Seit Mittag hatte ſein geſchwächter Körper keine Nahrung bekommen.

Unterwegs, an einem Bäckerladen, blieb er ſtehen. Ihm fiel der Zwetſchgenkuchen ein, mit dem Betti an ihrem Geburtstage aufgewartet hatte. Zwetſchgen gab es keine mehr in der vorgeſchrittenen Jahreszeit, aber eine ſchwarzſpiegelnde Schokoladentorte lag breit im Schaufenſter, dunkel drohend faſt. Er ging hinein und kaufte ſie. — Die Beförderung machte Schwierigkeiten; er ſteuerte, vorſichtig auf der flachen Hand ſie tragend, durch die ſchon nächtlichen Straßen.

Er traf Betti daheim. Die Hausfrau ſagte zuerſt dienſtbefliſſen: „Jawohl, das Fräulein Miranda empfängt.“ Aber als ſie ihn erkannte, fügte ſie verwandtſchaftlich hinzu: „Ach, Sie ſind's nur.“

Betti ſaß auf dem Diwan und zog der Puppe ein neues Kleid an. — „Heut iſt es ſo warm draußen, da

kann die Senta ſchon ihr Sommerkoſtüm noch einmal tragen," ſagte ſie. Sie ſprach ganz ruhig und tat, als ſei Andreas vor einer Stunde zum letzten Male da geweſen.

„Sehr warm," begann er. „Deshalb hab ich heute auch wieder zum erſtenmal fort dürfen," und er wartete. Aber es machte keinen Eindruck auf ſie. — „Guten Abend," fügte er haſtig hinzu. „Und hier iſt eine Torte. Die iſt für Sie."

Betti war leiſe erſtaunt. Ihre Augen faßten ihn vorſichtig an. Sie ſtand auf und legte die Puppe hinter ſich. „Danke!" ſagte ſie und nahm ihm das kreisrunde Paket vom Handteller.

Sie begann auszupacken. Aber dann lief ſie weg und holte einen kleinen Holzkaſten vom Fenſterbrett. „Guten Abend übrigens," lächelte ſie und bemühte ſich, den Tonfall von Andreas nachzumachen. „Und hier iſt eine Maus, die iſt für Sie."

Andreas guckte durch die Glaswand in den Kaſten.

Betti ſtand ſtolz daneben. „Sieht ſie nicht gut aus?" meinte ſie. „Ganz fett. Ich hab mich ſchon ſo an ſie gewöhnt, wie wenn ſie mir gehörte. Ich habe gar nicht gleich daran gedacht, daß Sie ihretwegen gekommen ſind."

„Nicht nur wegen der Maus," erklärte Andreas. Er fügte bei: „Sozuſagen" — und ſchwieg dann.

Betti packte weiter aus, ging in die Küche, holte zwei Teller und ein Küchenmesser. Sie zerlegte die Torte behutsam. Aber als sie ein Stück auf dem Teller hatte, stutzte sie. „Wo ist denn die gekauft worden?“ verhörte sie.

Andreas konnte es nicht angeben, er wußte den Laden nicht und nicht einmal die Straße. „Bei irgendeinem Bäcker,“ sagte er. „Weshalb fragen Sie?“

„Das habe ich mir gedacht,“ schalt Betti und schob den Teller zurück. „Torten kauft man doch nicht beim Bäcker!“

„Wo denn?“ fragte Andreas beschämt.

„Beim Konditor,“ belehrte sie ärgerlich. „Der Bäcker backt Brot. Der kann doch keine feine Ware schmackhaft herstellen.“

Andreas begann von seinem Stück zu essen. „Sie ist sehr gut,“ verfügte er eigensinnig. „Sie können froh sein, wenn Sie niemals in Ihrem Leben etwas Schlechteres bekommen. — Wenn wir im Feld so einen guten Kuchen gehabt hätten!“

„Ich bin kein Soldat,“ schrie Betti grob. „Schad um das Geld, das Sie da hinausgeworfen haben!“

„Ich kann sie ja wieder mitnehmen,“ sagte Andreas erzwungen kalt. „Überhaupt: ich störe wohl? Vielleicht erwarten Sie Besuch?“ Er tat, als wollte

er aufſtehen. „Vielleicht haben Sie Sprechſtunde —?“ und er lachte ſchallend. Aber er zitterte ein wenig dabei.

„Beſuch nicht. — Aber der Karl wird ſpäter kommen,“ ſagte ſie muffig.

Andreas beugte ſich vor. „Der Karl?“ rief er zweifelnd und überraſcht. „Wieſo denn der?“

„Er iſt wieder bei mir,“ geſtand ſie eintönig, doch ſo, als ſei es gut. „Er iſt auf Urlaub und in Nachbehandlung. Er ſagt, er kommt bald wieder hinaus. — Die Roſa hat den Stadtverweis bekommen; mit der war's doch nichts. — Er wohnt bei mir; aber über Tag iſt er kaum da —“ ſie bekam einen gramvoll ergebenen Zug. „Bei Nacht ſchläft er in der Kammer.“ Ihre Stimme belebte ſich neu. „Er war nobel zu mir; er hat mir viel geſchenkt.“ Sie ſtieß ihr ſchmales Handgelenk vor, an dem drei Armbänder klingelten.

Andreas ſchoß eine vergangene Nacht ſchmerzhaft durch den Kopf. Er vergaß, aufzuſtehen.

„Und das,“ fügte Betti ſtolz hinzu und wies auf einen Tafelaufſatz aus Neuſilber, der den Tiſch beherrſchte. „Wollen Sie zugreifen,“ ſagte ſie läſſig-vornehm und meinte das Obſt, das in der Schale lag. „Drücken Sie auf den Hintern dieſes Mädchens.“

„Wo bekommt er denn das Geld her?“ fragte Andreas gewaltsam.

„Ich weiß es nicht,“ erklärte sie teilnahmslos. „Er will eine Erfindung gemacht haben, die er gleich verkauft hat. — Was geht's mich an, wo er den Draht her hat. Wenn er wieder knapp daran ist, hält er sich schon an mich. — Drücken Sie doch auf den Knopf!“

Andreas berührte gehorsam die angedeutete Stelle — und der Aufsatz begann sich feierlich zu drehen — unter dem zarten Geläut einer süßen Musik, die „Deutschland, Deutschland über alles“ geheimnisvoll zum Vortrag brachte.

Andreas war erstaunt. Er hatte noch nie so etwas gesehen. „Das ist sehr kunstreich — wohl,“ gestand er.

„Ein wertvoller Gegenstand,“ belehrte ihn das Mädchen. „Und ein gutes Stück. Nicht beim Bäcker gekauft,“ sagte sie hämisch und gutmütig zugleich. „Ich verstehe schon, daß Sie mir haben eine Freude machen wollen.“ Und sie gab ihm versöhnlich die weiße Hand.

„Warum haben Sie mich nicht mehr besucht?“ fragte er, kaum hörbar.

Sie schwieg zuerst. „Der Karl,“ maulte sie dann. „Der ist schuld. Jeden Tag hat er gesagt: ‚Paß auf, heut kommt er daher, der Andreas. Wenn er nicht

kommt — liegt ihm halt nichts an uns. Ausgehen darf er ſchon lang.'"

„Ich geh heut zum erſtenmal aus," offenbarte Andreas verlegen, trotzdem heftig. „Der Karl, der lügt, ſoviel es ihm nur paßt!"

Das Mädchen zuckte die gleichmütigen Schultern.

Andreas erhitzte ſich. „Der Karl und immer der Karl!" ſtieß er heraus. „Er mißhandelt Sie, betrügt Sie mit andern, beutet Sie aus — legt Sie beiſeit und nimmt Sie wieder zur Hand, weil gerade nichts Beſſeres da iſt für ihn. Warum ertragen Sie denn das — warum jagen Sie ihn denn nicht fort? Können Sie denn nicht leben ohne dieſen Menſchen?" Er ſprang auf.

Betti betrachtete ſtarr den Erregten. „Warum beleidigen S i e mich denn jetzt?" fragte ſie kalt. „— Und was ſoll denn das überhaupt heißen? Was verlangen Sie denn von mir? Was wollen Sie?"

Andreas erzwang ſich Faſſung. „Ich —" ſtieß er hervor und ging hin und her. Er brachte über erbleichte Lippen: „Hätten Sie nicht Verlangen nach geordneten und geſitteten Verhältniſſen — nach einer Ehe?" Er blieb ſtehen. Ihr abgewandt hauchte er in einen Winkel mit letzter Kraft: „Ich möchte Sie wohl heiraten." Es war heraus.

Er hörte einen ziſchenden Laut — er konnte ihn

ſich nicht erklären. Eine Stimme ſchnitt durch das Zimmer. „Heiraten?“ fragte ſie. „Womit denn? Leben: wovon denn? Im welchem Betrieb wollen Sie denn Arbeit finden?“

Andreas wandte ſich zögernd um. „Ich habe eine Bankſtelle,“ ſagte er, brach ab und holte von neuem aus: „Das heißt, ich habe eine in Ausſicht gehabt. Vielleicht könnte man etwas ähnliches bekommen.“ Er ſchwieg und wartete.

Sie kehrte ihm den Rücken. Plötzlich ſagte ſie über die Schulter, ſpöttelnd: „Und dann wollen Sie mich heiraten, wie? — Sie kennen ſich ſchon aus in der Welt, mein Lieber! Glauben Sie, man gibt einem die gute Stelle, die vielbegehrte — einem, der ſo eine wie mich geheiratet hat? — Da wird ſchon immer nachgeforſcht, wen Sie zur Frau haben. Da könnte es ja ſonſt geſchehen, daß der Herr Direktor mit Ihnen verwandt wird —: weil er mich einmal gehabt hat.“

„Reden Sie nicht dieſe gemeinen Sachen!“ verlangte Andreas heftig.

„Was iſt denn da gemein?“ wehrte ſich Betti kühl. „Ich ſage, wie es iſt. Aber mir ſcheint, wir zwei verſtehen uns ſchon gar nicht beſonders.“ Und ſie nahm ihre Puppe zur Hand.

„Es ist möglich, daß Sie recht haben," gab Andreas alles auf — und eine Welt versank vor ihm.

Betti flocht dem Porzellanköpfchen die pechschwarzen Haare. Andreas besah die rätselhaft flinken Finger — in stumpfem Erstaunen.

„Wird der Karl bald kommen?" forschte er gedrückt. „Haben Sie mir gesagt, er kommt, damit ich rechtzeitig fortgehen soll?"

„Das müssen Sie wissen," sagte das Mädchen gelangweilt. „Ich weiß doch nicht, wie Sie mit ihm augenblicklich stehen."

Ihre Gleichgültigkeit brachte ihn auf. Er empfand eine zitternde Wut gegen den andern, der sie so gleichgültig gemacht hatte. „Wenn ich da bin, darf er ja hier eintreten — der Karl," sagte er herausfordernd hell. „Aber wie ist das eigentlich, wenn Sie anderen Besuch haben? Wo bleibt er dann, wenn er gerade hinzu kommt — Ihr Herr Bräutigam?" höhnte er und erschrak über sich selbst.

„Er wartet in der Küche," sagte das Mädchen einfach.

„Es ist unbegreiflich," besann sich Andreas langsam und laut — „daß es Menschen gibt, die so leben können." — Und er sah auf. Er stieß gegen verständnislose graue Augen, in denen Feindschaft emporstieg. „Ich achte Sie ja nicht gering," beeilte

er ſich deshalb. „Aber was iſt das für ein Leben, Fräulein Betti, das Sie ſich da gewählt haben!“

„Gewählt?“ fragte das Mädchen und zog die Mundwinkel herunter. „Was verſtehen denn Sie davon! Ich hab mit elf Jahren Zeitungen ausgetragen, mit vierzehn bin ich zum erſtenmal ſchwanger geweſen, ein Jahr darauf haben ſie mich in die Beſſerungsanſtalt geſteckt und ſpäter, wie ich alt genug geweſen bin, auch ins Arbeitshaus. Dann war ich bei den Artiſten und zwiſchendurch in Weinlokalen — alſo, ich hab auch gearbeitet, aber glauben Sie, da wär es gottgefälliger zugegangen? Ich bin noch nie ſo anſtändig beiſammen geweſen, wie ſeitdem ich geſchrieben bin. — Und der Karl? Man will doch etwas haben — für das Höhere. Sie ſehen doch, wie er mich beſchenkt,“ ſagte ſie mit Genugtuung. — „Aber Sie verſtehen gar nichts von dieſen Sachen,“ endete ſie, ſchon wieder halb in Wut.

Andreas ſchwieg hilflos, von einem leichten Schwindel nicht unangenehm gewiegt.

„Ich ſoll wohl“, grollte ſie und ſah ihn böſe an, „in die Fabrik laufen — oder was denn ſonſt tun? Als Küchenmädel in ein Gaſthaus gehen? — Ich arbeite auch ſo. Man hat ſeine Plage. Ich füll meinen Beruf aus.“

Andreas ſchüttelte den Kopf.

„Ja, Sie verstehen manches nicht, was geschieht in der Welt," sagte sie, ganz nachsichtig auf einmal.

Andreas riß sich zusammen. „Nein," versuchte er hart zu erwidern. Er betrachtete sie grübelnd. Sie war zum Ausgehen angezogen, sie trug nicht den leichten Hausmantel; eng umschloß ihren Körper ein dunkles Kleid, das mit einer Unzahl von schwarzen Knöpfen über Brust und Leib und Schoß geschlossen war. Es glänzte seidig, es rauschte und knackte bei der leisesten Bewegung.

„Wie lange braucht man, um das aufzuknöpfen," fragte Andreas und trat heran. Er mußte sich an der Tischkante festhalten. „Wie schlapp man wird," lächelte er matt, „wenn man ein paar Wochen im Bett gelegen ist."

Die schwarzen glänzenden Knöpfe zogen ihn freundlich an. Sie gaben seinem Willen Richtung, sie beruhigten ihn und machten ihn doch auch frischer. Er tat noch ein paar taumelnde Schritte gegen ihren Stuhl hin. Wie eine matte Flamme stand ihr großes entfärbtes Haar über dem weißen Gesicht und dem dunkel aufglänzenden Körper.

Er war dicht neben ihr und legte seine Hand auf ihre Brust — in Ruhe fiebernd. Er fühlte Wärme und ein weiches Leben. Er wunderte sich, daß einer so kühn sein konnte. Er sagte wie etwas auswendig

Gelerntes: „Du biſt doch für alle zu haben — muß ich dir zehn Mark geben — oder mehr — oder wieviel? — Oder wieviel?“ murmelte er noch einmal. Ihn blieb der Mund offen. Seine Finger griffen zu.

„Was fällt Ihnen ein?“ ſagte ſie, nur leichthin unwillig. Sie ſchob ſeine Hand beiſeite, ſie zog einen Stuhl heran und neben ihn und brachte ihn leicht dazu, ſich zu ſetzen.

„Was fällt Ihnen denn ein?“ wiederholte ſie. „Man ſollte es gar nicht glauben, daß Sie ein Freund vom Karl ſind — und auch von mir. Wir wollen doch nichts Geſchäftliches miteinander haben.“

„Ich habe Sie heiraten wollen. Das iſt Ihnen auch nicht recht,“ ſagte Andreas müde verbiſſen. „Alſo, was ſoll denn geſchehen?“

„Nichts ſoll geſchehen,“ ſagte ſie gütig. „Ich bin ja zufrieden.“

„Es iſt um meinetwillen,“ behauptete Andreas dumpf — aus irgendeinem Grunde. — Was ſage ich da? fragte er ſich, verwundert halb.

„Ich habe geglaubt, daß wir gut bekannt ſind miteinander. Und nun wollen Sie d a s mit mir machen, was jeder fremde Mann will,“ warf ſie ihm vor.

„Gerade wie die großen Damen reden in den Bü-

chern," erkannte er troſtlos. — „Wenn es anfängt, übel für den Mann auszugehen."

„Was meinen Sie?" fragte ſie mißtrauiſch. „Ich weiß ſchon, daß ich keine feine Dame bin."

„Ich habe Sie heiraten wollen —!" ſchrie er faſt.

„Ach was!" ſchloß ſie beſtimmt und ärgerlich. „Hören Sie doch endlich auf damit." Und ſie verließ ihren Sitz.

Hinter ihm ging ſie auf und ab. Er rührte ſich nicht. Eine ſchnell beſänftigte Stimme ſagte hinter ihm — ſtockend und halb widerwillig: „Ich glaub es ja, daß Sie ein guter Menſch ſind —."

Sie blieb ſtehen — hinter ſeinem Stuhl. „Du —" ſagte ſie an ſeinem Ohr vorbei. Sie legte ihre Hand in ſein Haar.

Er blieb ganz ſtarr — hinhorchend ganz, hinfühlend nach der Hand auf ſeinem Kopf.

Aber ſie trat an den Tiſch. „Die Milli," ſagte ſie verändert und klopfte an die Glaswand. „Wann die wohl endlich ihre Kinder kriegt! — Bei der Katz dauert es 55 Tage. Aber beim Elefanten — hat mir ein Herr erzählt — zwei Jahre. Wenns nach der Größe geht," — und ſie lachte, „da müßte doch die Milli in 55 Stunden ſoweit ſein — vom Anfang an gerechnet."

Andreas ſchüttelte ſich und ſtand auf. „Die Maus

— ja," ſagte er, ſich beſinnend. „Ich möchte ſie gern wieder einmal in der Taſche haben. Ihr weiches Herumkrabbeln, ihr warmes In-den-Ecken-Bohren — ſie iſt die einzige doch —" und er brach ab.

„Sie wollen ſie doch nicht mitnehmen?" fragte Betti, verſteckt in Angſt. „Nein, das geht nicht. Im Lazarett können Sie ſie doch nicht unterbringen."

Andreas ſchob die Glaswand hoch. „Ihre Kunſtſtücke hat ſie gewiß ganz verlernt. Haben Sie vielleicht mit ihr geübt?" erkundigte er ſich.

„Man muß doch auf ihren Zuſtand Rückſicht nehmen," erklärte Betti. „Geben Sie acht, Sie dürfen ſie nicht drücken. — Wieviel Kinder ſie wohl bekommt? Sechs — oder gar ſieben? — Ich will ihr ein Wochenbett zurechtzupfen aus roſa Watte."

Andreas hielt ſie vorſichtig in den Fingern. „Sie hat rote Augen," fand er überraſcht. „Das hab ich noch gar nicht gewußt."

„Freilich. Und in der Schwangerſchaft ſind ſie röter noch als ſonſt — hat mir ein Herr geſagt," belehrte ihn das Mädchen.

—„Ein Herr —" ſagte Andreas. „Wer hat ſie denn geſehen?"

„Oh, viele Herren ſchon!" berichtete Betti. „Die wird verehrt. Manche, die ſie bereits kennen, gehen

gleich an den Kaſten und ſchauen hinein. Nur der Karl ſchaut nie hinein."

„Bekommt ſie auch etwas bezahlt —, weil ſie jedermanns Maus iſt?" fragte er zornig. Aber es reute ihn gleich.

Betti ſchwieg und zuckte die Achſeln.

Andreas ſteckte das kleine Tier in die Taſche und tat einen freieren Schritt.

„Wollen Sie denn gehen?" fragte das Mädchen offen in Sorge.

„Vielleicht —" zauderte er und wußte ſich ſelbſt keine beſſere Antwort.

Es ſchellte draußen.

„Der Karl," verkündete ſie und trug den Mauskäfig in die Ecke am Fenſter.

Ohne zu klopfen, trat er ein. Er ſtutzte. „Der Andreas," meinte er dann ſehr freundlich. „Auch wieder unterwegs?"

„Guten Abend, Karl," ſagte Andreas. Und er hielt ihm die Hand hin.

Der nahm ſie, muſterte ſchmunzelnd den Freund. „Dich haben ſie noch um ein Stückel kürzer gemacht," lachte er und deutete auf den leeren Ärmel.

„Durch weſſen Schuld?" fragte Andreas, ſchnell verfinſtert.

„Durch meine vielleicht?" rief Karl aufgebracht.

„Du kommſt mir geſchlichen! Weil man zufällig dabei iſt, wenn du recht ſaudumm hinfällſt, deshalb ſoll man es gleich ſelber verübt haben.“

„Warum verteidigſt du dich denn ſo hitzig?“ fragte Andreas langſam. „Ich hab dir gar nicht die Schuld gegeben.“

Karl wechſelte den Ton: „Wie ſchaut es aus bei den Pflaſterkäſten? — Bin ich froh, daß ich draußen bin! Das war kein Aufenthalt für den Sohn meiner Mutter. — Haſt du denn ſo ſpät noch Urlaub? Ich denk, es gibt abends keinen mehr?“

„Nein,“ ſagte Andreas verbiſſen.

Karl fand es luſtig. „Schau mal an, der Herr Kaſtan wird leichtſinnig! — Das gibt einen böſen Krach, mein Lieber. Auf dich ſind ſie ſowieſo nicht gut zu ſprechen. Du haſt ihnen ſchon viel Arbeit gemacht.“

„Meine Sache,“ warf Andreas kurz hin.

Karl ließ ſich nicht beirren. „Kann ſchon ſein,“ ſtellte er behaglich feſt, „daß du beſtraft wirſt.“

„Kann ſein,“ gab Andreas nachläſſig zu.

„Was macht die engliſche Miß?“ wollte Karl ſpöttelnd wiſſen. „Läßt man ſie immer noch frei herumlaufen?“

„Die du meinſt, hab ich nicht mehr geſehen,“ log Andreas in glaubwürdigem Ton.

Karl nickte zufrieden.

„Aber dich habe ich die ganze Zeit ebensowenig zu sehen bekommen," fuhr Andreas fort. „Ich habe geglaubt, bei der Freundschaft zu mir, von der du immer und immer gesprochen hast —" er brach ab.

Karl bezweifelte die eintönige Stimme. „Ich habe Geschäfte gehabt," entschuldigte er sich unklar.

„Bei Gold- und Perlenhändlern?" fragte Andreas ruhig.

Karl zuckte leicht mit den Augen, dann wurden sie starr und belauerten den anderen.

Die Bestätigung — dachte Andreas.

„Was meinst? Ich versteh dich nicht," warf Karl hin.

„Die Geschenke meine ich" erklärte Andreas bereitwillig und scherzhaft. „Gleich drei Armbänder!" Und er wies auf Bettis Handgelenk.

„Und einen Tafelaufsatz" ergänzte das Mädchen stolz.

Aber Karl ließ den Freund nicht aus den Augen. „Du —" sagte er auf einmal ganz tief und zusammenhanglos. Er wurde bleich und dann rot übergossen. Seine Augen brannten in den anderen hinein.

„Was ist denn —?" fragte das Mädchen.

Er hat begriffen — dachte Andreas. Er weiß, daß ich weiß. Es iſt gut ſo. Aber was wird geſchehen?

Karl faßte ſich. „Mein Lieber,“ belehrte er Andreas und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Da will ich dir einmal etwas ſagen — für's ganze Leben. Da gibt es manche, die Dreck am Stecken haben. Da gibt es Leute, die den Gehorſam verweigern — und ſolche, die ihre Vorgeſetzten anlügen, und da gibt es welche, die einen Ehebruch begehen — und da gibt es dir doch Leute, die das alles gleichzeitig auf dem Gewiſſen haben und noch ſo unverſchämt ſind, daß ſie einen anderen beſchuldigen wollen. Die fallen dir aber immer bös hinein damit.“

„Ich verſteh euch nicht,“ ſagte Betti ärgerlich. „Redet doch kein ſo blödes Zeug.“

„Halts Maul! — wenn Männer etwas Wichtiges beſprechen miteinander,“ befahl Karl. — „Haſt du mich verſtanden?“ fragte er den anderen.

„Ja,“ ſagte Andreas geknebelt, ohnmächtig.

„Gut — und da werden wir uns auch weiter vertragen,“ ſtellte Karl ganz luſtig feſt. „Ich bin kein Spielverderber.“

„Nein,“ ſchrie Andreas. „Du biſt kein Spielverderber, aber der andere muß mitſpielen, ob er will oder nicht, — er muß, er muß!“

„Er muß,“ beſtätigte Karl gutmütig.

„Ihr ſeid närriſch — einer wie der andere," ſchätzte das Mädchen die beiden verächtlich ein — böſe, weil ſie kalt geſtellt war.

„Wir ſind ſchon fertig, einer wie der andere," grinſte Karl. „Jetzt kommſt du wieder an die Reihe. Was iſt denn das auf dem Tiſch für ein Kuchen?" und er ſetzte ſich heiter in ſeine Nähe.

„Vom Herrn Andreas," erklärte ſie, ſchnell wieder geſchmeichelt. „Eine Verlobungstorte gewiſſermaßen . . ." Sie wartete. Dann herausplatzend: „Er will mich nämlich heiraten."

Andreas war ſchmerzlich erſtaunt. — Sie rächt ſich verborgen an dem Karl — dachte er. Dazu muß ich ihr dienen. Sie rächt ſich an ihm, wann es nur irgend geht: für erlittene Gemeinheiten, die ſie — ſo ſcheint es — dennoch niemals entbehren kann.

„Eine Verlobungstorte?" fragte Karl drohend. „Da müßten wir zwei uns erſt e n t loben. Haſt du mich vielleicht gefragt, ob es mir paßt, dich laufen zu laſſen?"

„Ein ſehr guter Kuchen," empfahl Betti geſchäftig und ſchob Karl den Teller hin. „Verſuch ihn."

Karl drehte ſich zu Andreas. „Du?" ſagte er gemächlich. „Du möchteſt mir wohl einen Strich durch die Rechnung machen, he? —" und er drehte ſich

wieder zu dem Mädchen und ſchnauzte ſie an: „Was haſt du ihm geantwortet?“

Betti ſchwieg zuerſt. „Ich weiß nicht mehr,“ ſagte ſie dann leichthin, mit verſteckter Herausforderung.

„Ich werde dir nachhelfen,“ beſchloß Karl gemütlich. Er ſtand auf und verſetzte ihr einen wohlgezielten Schlag.

„Au,“ machte das Mädchen — ganz überrumpelt. Sie fand keine Zeit, beleidigt zu ſein. Erſtaunt hielt ſie die brennende Backe.

„— damit du in Schwung kommſt!“ verdeutlichte Karl und ſetzte ſich wieder. „Damit du dich beſſer beſinnen kannſt.“

Aber Andreas ſtand auf — dunkel entſchloſſen. „Warum ſchlägſt du denn die Frau?“ fragte er heiſer und ging auf Karl zu. „Du — das will ich nicht — das duld ich nicht — du Schuft,“ er ſprach ganz langſam, aus einem zäh arbeitenden Fieber heraus, „du Zuhälter — du Lump — du Dieb — du, der ſchon einen hat umbringen wollen ... Wenn die draußen im Feld gewußt hätten, wem ſie den Orden geben ...!“

Karl kam nicht aus der Faſſung. „Du biſt beſoffen,“ meinte er mitleidig. „Wieviel haſt denn du ſchon umgebracht — draußen im Feld?“ Er hatte etwas Vergebendes in ſeiner Stimme.

Andreas faßte ihn vorn am Rock, er ſchüttelte ihn kraftlos; er leierte ſeine Worte: „Du, wenn du dieſe Frau noch einmal ſchlägſt, aber dann — wenn du die Frau noch einmal ſchlägſt, wahrhaftig —“, aber er hatte vergeſſen, was er ſagen wollte.

Matte Drohungen — ging es ihm durch den Kopf.

Karl ſchüttelte ihn ab; er gab ihm mit zwei Fingern einen verächtlichen Stoß.

Betti fing den Taumelnden und drückte ihn auf einen Stuhl. — Das hat ſie heute ſchon einmal mit mir gemacht — ſagte ſich Andreas bitter.

„Was fällt Ihnen denn ein?“ hörte er ihre befremdete Stimme. Und feindſelig, für Karl ſich einſetzend: „Der wird ſchon wiſſen, weshalb er's tut, wenn er mir einmal eine herunterhaut.“

Karl verbündete ſich mit Betti. „Hat er was bei dir getrunken?“ forſchte er ſachlich. Er hatte einen bedauernden Ton, als er feſtſtellte: „Dem ſein Schädel muß bös durcheinander ſein.“

„Du willſt ſo tun, als ob du glaubſt, daß ich betrunken bin,“ knirſchte Andreas. „Du weißt ganz genau, wie ſehr ich nüchtern bin.“ Und er ſchluchzte, das Geſicht auf den Knien.

„Geh, geh,“ machte Karl zärtlich und klopfte ihm wohlwollend auf den Rücken.

Andreas beruhigte ſich. Er ſaß ſtumpf.

„Iſt dir die Antwort mittlerweile eingefallen?“ fragte Karl das Mädchen, und ſein Ton war nicht mehr heiter. „Weg mit dem Zuckerzeug!“ Er ſtieß die Torte von ſich. „Ein Bier will ich haben!“

Sogleich holte Betti gehorſam zwei Flaſchen unter dem Bett hervor. Karl ließ den Verſchluß knallen und trank — manchmal zu einem wollüſtigen Stöhnen abſetzend — in langen Zügen, wie einer, der Erquickung verdient hat, nachdem er ſich die Kehle trocken hat reden müſſen.

Sie ſaßen ſtumm zu dritt um den Tiſch. Andreas empfand, wie Feindſchaft lautlos wuchs — in jedem. Er fühlte, wie die beiden über ihn hereinbrachen — auch die Frau, die er ſich hätte wahren können — die er ſich hätte retten müſſen — irgendwie — doch ſie glitt weg von ihm — ganz weit, immer weiter.

In ihm reifte ein Entſchluß. Er griff in die Taſche, er fühlte etwas Koſtbares darin graben. Was ihm blieb, war dieſes Tier. Was ihn noch verband mit der Frau, war dieſes kleine Tier. Sie hing auch daran — er hatte es wohl gemerkt — nicht weniger, als er ſelbſt. Eine gemeinſame Liebe, ein gemeinſames Glück. Er mußte es dem Karl entgegenſetzen. Er mußte es ausſpielen gegen den Karl.

Der ſtieß die leer getrunkene Flaſche lärmend nieder auf den Tiſch. Er hatte fahrige Augen, er zwir-

belte ſein Bärtchen. Andreas freute ſich über den deutlichen Verluſt an Haltung. Er iſt ſich ihrer nicht ſicher — erkannte er brennend. Er fürchtet mich!

„Die Antwort —“ ermunterte Karl hinterhältig. „Die Antwort —“ ſtieß er hervor, gegen das Mädchen — offen drohend.

Gerade nicht — beſchloß Andreas und hob die Maus auf den Tiſch. Er lächelte zu Betti hinüber.

Das Tier blieb geblendet ſitzen, in unaufhörlichen kleinen Erſchütterungen des gebrechlichen Körpers.

Karl fuhr mit den Augen drauf los — und er gab einen Fluch von ſich. Er hob die Bierflaſche, ſtieß ſie kräftig nieder — dorthin, wo das Tier war. Die Flaſche fiel um und rollte zur Seite ...

Andreas begriff noch nicht ... Sie hatte ſich ſchnuppernd erhoben, hilflos und zierlich. Aus dieſer Haltung niedergeknallt — zu Brei geſchlagen — roter Brei auf weißem Fell — dazwiſchen die zuckenden Jungen, winzige Schweinchen in roſigen Häuten — — ein viehiſcher Mord, ein ſechsfacher, ein achtfacher Mord!

Betti tat einen Ruf, der erſtickt ward durch ein Würgen. Sie mußte ſich näher beugen — vom Grauſen angezogen. Mit einem Ruck erbrach ſie ſich; der Mageninhalt kam neben die zerquetſchte Maus zu liegen und ſah aus wie ſie.

Andreas ſchloß die Augen — er riß ſie wieder auf — er raffte das Küchenmeſſer vom Tiſch und ſtieß es vor — in Ekel, in Schmerz, in Abwehr — gegen Karl. Der flog vom Stuhl hoch, er rutſchte — und fiel nach vorn — er ſchlug mit dem Hals mehr in das Eiſen hinein, als daß er den Stoß empfing.

Andreas ließ los — er warf den Stuhl um — er trat zurück. Karl ſchleuderte den Stahl aus der Wunde. Er blutete ſtark und ſtoßweiſe; ſeine Schulter war rot überſpült; er bekam keine Luft mehr, er brachte Blut aus dem Munde — huſtete gedroſſelt und fiel zu Boden.

Andreas wankte näher aus ſeinem Winkel — er beugte ſich über den ſchleimig Raſſelnden. „— Karl —“ rang er ſich ab.

Karl rührte einen Fuß, hob leer die rechte Hand, die Hand mit dem fehlenden Finger . . . Wie bei einem Schwur — mußte Andreas denken.

Dann lag der Geſtochene ſtill.

„Ich will zu einem Arzt gehen,“ konnte Andreas mühſam ſagen.

Da begann das Mädchen zu ſchreien — plötzlich ledig ihres Bannes — lang und ſchrill. Ihre Hände flatterten im Zimmer. „Der Karl —!“ warf ſie hinaus. „Was iſt mit dem Karl!“ Sie verſtummte wimmernd, ſie griff nach Stoffen, ſie ſank nieder neben

den Hingebreiteten, ſie preßte Puppenkleider auf die Halswunde.

Andreas ſtand hinter ihr. Er ſah, ihm zugebogen, einen zärtlichen Nacken unter blondem Haar, das im Lampenlicht flimmerte. Einen Nacken, der unberührt war von Verbrechen und Elend, einen rätſelhaften, einen wunderbaren Hals ... Er beugte ſich hinunter. „Betti," ſagte er, plötzlich unbegreiflich glücklich, „Betti —" den Namen immer wieder! Er begann dieſes zarte Stück Fleiſch raſend zu küſſen, mit den Augen an ihren hilflos geſchäftigen Händen — mit den Augen im Blute deſſen, der unter der Frau lag, die er ſo nun beſaß ...

Er bekam einen Fußtritt und richtete ſich auf. Er ſah ein weißes Geſicht und gelbes Haar gegen ſich geworfen. Er ſah in Augen, die blind waren vom Haß.

Er prallte zurück — und ging an die Tür. „Ich will nach einem Arzt ſchauen," wiederholte er gedankenlos.

„Zu ſpät für einen Arzt —" ſagte er dann auf dem Wohnungsflur, als die Hausfrau erſchrocken an ihm vorbeiſtürzte.

Langſam ſtieg er die Treppe hinunter. Draußen war es feucht, herbſtlich und kalt. Er mußte die Zähne aufeinanderbeißen, damit ſeine Kinnbacken nicht ins

Schnattern kamen. Er zog den Kopf ein und ging planlos.

Er bedachte, daß die Maus dem Karl das Leben gekoſtet habe — daß er die Maus für achtzig Pfennige gekauft hatte — und vielleicht nicht gekauft hätte, wäre der Preis höher oder geringer geweſen. Daß er die achtzig Pfennige vom Bahnhofsplatz aufgeleſen hatte. Daß die achtzig Pfennige zu dem gehört hatten, was er ohne es zu wollen, erbettelt hatte.

Wer hat den Karl nun umgebracht — überlegte er. Der Mann, der damals im Bahnhof die Menſchen aufgefordert hat, mir Geld zu ſchenken? Er war mir damals gleich unheimlich . . .

Die vielen Zuſammenhänge, die ſeltſamen, auf die man immer von neuem ſtößt!

„Halt! Wohin denn?“ fragte er ſich laut und blieb ſtehen. Sogleich fror ihn ſtärker. Ein Arzt war unnütz; er wußte das genau. „Es iſt aus mit ihm; ich habe zu viele ſchon ſterben ſehen.“ — Aber irgend etwas mußte doch geſchehen. Was tat man in ſolchen Fällen? — Und ihm kam die Polizei in den Sinn. Die Polizei muß benachrichtigt werden — ſagte er ſich.

Er eilte weiter. Er fand ſchon in der übernächſten Straße die rote Laterne einer Wachſtube.

Ohne Zögern betrat er sie. Ein kleiner, gußeiserner Ofen spie ihm Hitze entgegen. Er mußte warten, bis ein älterer Beamter von einer Liste aufblickte, an der er schrieb.

„Sie wünschen —?“ fragte der endlich.

„Es ist einer erstochen worden,“ entgegnete Andreas, und er nannte Straße und Hausnummer.

„Das Haus ist uns bekannt,“ sagte der Beamte und stand auf. „Dort wohnen eingeschriebene Mädchen.“ Er rief ein paar Namen in den Nebenraum. „Woher wissen Sie von der Sache?“ forschte er.

„Ich bin dabei gewesen,“ sagte Andreas. „Es ist mein früherer Freund Karl Dobler. Er war gleich tot.“

„Und wer ist der Täter? Wo ist er?“

Schutzleute kamen aus einem Hinterzimmer. „Gehen Sie sofort — Sie und Sie —!“ befahl der Beamte und gab nähere Weisungen. Er machte sich am Telephon zu schaffen. Irgendwohin sandte er die Nachricht von einem Mord . . . Andreas hörte es, leise befremdet.

„Ich muß Sie bitten, noch zu bleiben und nähere Angaben zu machen,“ wandte er sich gegen Andreas.

Der fühlte prüfende Blicke. — „Weshalb zittern Sie?“ ward er gefragt.

Zwei Schutzmänner gingen, ein dritter postierte

ſich neben Andreas. Der ſah immer auf die rotglühende Platte des kleinen Ofens. — Welch freundliche Wärme — dachte er.

Der ältere der beiden, mit denen er nun allein war, nahm Akten zur Hand und blätterte darin. „Sie haben auf meine Fragen nicht geantwortet, beſonders nicht darauf, ob Sie wiſſen, wer der Täter iſt," ward Andreas geſchäftsmäßig erforſcht.

Immer mehr umhüllte ihn die dicke Luft des überheizten Raumes. Und er geſtand, beinahe wohlig erſchlafft: „Ich ſelbſt."

Der Beamte kam um ſeinen Schreibtiſch herum, er ſtellte ſich vor die Türe. — Weshalb das? Dort hat er ſchlechtes Licht zum Leſen — dachte Andreas ſchläfrig.

„Bei Fräulein Betti, ſagen Sie?" verhörte der Beamte. „Das iſt die Koch Betti, eine von den ordentlichen — und Karl Dobler iſt der andere Name?" Er griff ſich an die Stirn. „Der iſt mir doch bekannt —" und er zog ein Notizbuch aus der Schoßtaſche des Waffenrockes — „aha," rief er nach einigem Suchen gemeſſen erfreut. „Ich habe mich doch nicht getäuſcht. Das iſt der Mann, der vor ein paar Wochen ſo ſchneidig die durchgehenden Pferde aufgehalten hat ... der Mann war zudem verwundet —

und er hat auch das Eiſerne Kreuz . . . Iſt das der Erſtochene?“ fragte er ſcharf.

Wie ſtolz der iſt auf ſein gutes Gedächtnis, dachte Andreas. — „Jawohl,“ beſtätigte er dann. Er wurde wieder wacher.

„Alſo,“ befahl der andere kühl, „erzählen Sie, wie die Tat geſchehen iſt. — Was iſt denn mit Ihrem rechten Arm?“

„Ab,“ ſagte Andreas. „Wie oft ſoll ich es noch ſagen?“

„Sie haben es eben zum erſtenmal geſagt,“ meinte der Mann ſtreng.

„ — im Leben,“ ergänzte Andreas müde.

„Sie müſſen das Raufen gut gelernt haben,“ tadelte der Beamte, „wenn Sie mit der Linken ſo ſicher zuſtechen können.“

„Er iſt mir in das Meſſer gefallen. Ich habe wohl nicht nach ihm geſtochen,“ ſagte Andreas nachdenklich.

„So iſt es meiſtens, das kennen wir ſchon,“ lächelte der Beamte überlegen. „Und weshalb haben Sie das Meſſer gerade dorthin gehalten, wohin der andere gefallen iſt?“

Andreas atmetete tief. — „Ich weiß es nicht,“ bekannte er leiſe.

„Wenn Sie ſo vor Gericht ausſagen,“ erklärte der

andere gemächlich, „werden Sie wenig Glück haben.“ Er begann sich Aufzeichnungen zu machen.

Vor Andreas standen zum erstenmal deutlich die Folgen. „Wird so etwas — schwer bestraft?“ erkundigte er sich stockend.

„Freiheitsstrafe natürlich,“ warf man ihm hin.

Es gähnte ein Pause. Das Gaslicht sang. Der Beamte schrieb. Der junge Schutzmann rührte sich nicht.

„Ein Jahr vielleicht?“ wagte Andreas zu äußern.

Der Gefragte sah von seinem Bleistift auf — spöttisch erstaunt. „Sie scheinen sich milde zu beurteilen.“

„Länger?“ drängte Andreas matt. „Viele Jahre?“

„Darüber kann ich keine Auskunft geben. Das werden Sie sehen,“ lehnte der Mann ab. Doch entschloß er sich, fortzufahren: „Sie haben einen rechtschaffenen Menschen umgebracht, einen Soldaten, der sich das Eiserne Kreuz verdient hat. Vielleicht geben Sie selbst zu, daß dies eine Tat ist, die ihre Sühne verlangt.“

Andreas schwieg. Plötzlich sagte er schneller: „Aber im Felde sind viele umgebracht worden; da spricht niemand von Mord.“

„Für das Vaterland!“ hielt ihm der Beamte entrüstet entgegen.

„Ich habe auf Menſchen ſchießen müſſen," fuhr Andreas eifrig fort, „die mir nichts zuleide getan haben."

Seine beiden Wächter wechſelten Blicke. Der ältere faßte ihn ſcharf ins Auge. „Ihnen fallen ſchon ſchlechte Ausflüchte ein," ſtellte er verächtlich feſt. „Bringen Sie ſo etwas nur ſpäter in der Verhandlung vor!"

— „Alſo, viele Jahre —" ſagte Andreas langſam für ſich.

„Weshalb hat es denn überhaupt Händel gegeben?" wollte der Beamte wiſſen und beleckte den Bleiſtift.

„Er hat eine Maus getötet," rief Andreas, erbebend vor neu quellendem Schmerz.

Der Mann ſtieß die Naſe vor. „Wie —?" ſtaunte er, den Zitternden ganz nahe mit den Augen bezwinkernd.

„Er hat meine Maus erſchlagen — ſo!" wiederholte Andreas die Hiebbewegung, Tränen der Wut im Blick.

„Mit Ihnen wird ſich allerdings zuerſt die Heilanſtalt beſchäftigen," erklärte eine Stimme, die mehr mit ſich ſelber ſprach. Und zu Andreas voll ſanfter Strenge: „Da hat der Herr Dobler doch recht getan?

Soll man denn kein Ungeziefer mehr vernichten dürfen?“

„Wen alles müßte man da vernichten?“ fragte Andreas zurück — wie im Traum.

Der Beamte ſchien es perſönlich nehmen zu wollen. „Ich habe keine Luſt, gelehrte Geſpräche mit Ihnen zu führen,“ ſagte er plötzlich grob.

Ohne hingehört zu haben, gab Andreas leiſe zu: „Sie ſind vielleicht im Recht, mein Herr.“ Er knickte zuſammen: „Ob Hunderttauſend fallen oder einer — oder nur der Karl Dobler — es iſt ja gleich ſchlimm.“ Er ſchnaufte mühſam. Der Beamte mußte ihm helfen, aufrecht zu bleiben. „Ich habe ſeit langem nichts gegeſſen,“ entſchuldigte er ſich mit verzerrtem Lächeln. „Es geht ſchon wieder, danke. Man wird ſo ſchlapp von dem ewigem im Zimmer ſitzen.“

Er raffte ſich zuſammen. „Aber ich muß fort,“ ſagte er mit leiſer Angſt. „Es wird Zeit. Ich muß ins Rote Kreuz. Mein Urlaub iſt abgelaufen. Guten Abend.“ Und er wollte zur Türe.

Man faßte ihn am Arm, zart beinahe, doch unentrinnbar. — Ein ſanfter Schraubſtock — dachte Andreas.

„Halt,“ ſagte der Mann gütig. „Sie müſſen ſchon hier bleiben. Ich werde telephonieren in das Rote Kreuz. Man wird Sie dort nicht vermiſſen.“

„Hier bleiben?“ fragte Andreas ungläubig.

„Ich muß Sie dabehalten,“ entſchied der Beamte knapp. „Gehen Sie dort hinein.“ Er wies mit dem Kopf in den Hintergrund.

Andreas zögerte. „Nein,“ ſagte er, ſich kraftlos weigernd. „Hier kann ich nicht bleiben. — — Wieviel Jahre —?“ fügte er abweſend hinzu.

Der Beamte packte ihn feſter und ſchob ihn nach hinten. Der junge Schutzmann ging voraus.

Der Häftling tat matte Schritte, ganz ohne Widerſtand.

Er hält mich für ſchwach — er hält mich für ſehr ſchwach — ſagte ſich Andreas. Und er ließ ſich in die Knie ſinken, er lehnte ſich einen Augenblick an die Wand. Dann tappte er vorwärts, bis Treppenſtufen kamen. Als er vier erklommen hatte, warf er ſich herum —, und an dem ſtolpernden Wächter vorbei — halb über ihn weg — erreicht er die Tür.

Schon iſt er auf der Straße, läuft ſchon — dorthin — wo es dunkel iſt — — aber ſchon klappert auch jemand hinter ihm. Doch er ſieht ſich nicht um.

Keine Schwäche mehr! Was Schwäche war und Abmagerung und leeres Gedärm — iſt jetzt Leichtigkeit und ſpielendes ſprunghaftes Vorwärtskommen. Er fliegt faſt, — und er kann dabei ſeine Gedanken denken.

Ein deutſcher Soldat, der davonrennt — fällt ihm ein. So etwas gibt es doch gar nicht! — Ein Holzarm, der muß etwas Widerliches ſein: wenn er ſo beim Laufen gefühllos ſchlenkert. Beſſer, das nicht! — Liegt die Maus immer noch auf dem Tiſch — und der Karl am Boden?

Er überquert einen naſſen Rinnſtein; das Licht der Laterne ruht trübe darin. — Sieh, wie beſchaulich! Der Rinnſtein hat Zeit, ich nicht! — In einem Springbrunnen liegt eine Silberkette. — Klingt wie der Anfang eines Märchens. Mag ſie! Wenn ich ſie noch tragen müßte — wäre es nicht lächerlich ... und ſchrecklich? Beſſer ſo!

Er rutſcht aus — auf einem feuchten Fleck unter einer anderen Lampe — wird faſt erreicht — rafft ſich wieder auf — ſpringt weiter in federnden Sätzen, die den Abſtand vergrößern zwiſchen ihm und ſeinen Jägern.

Denn ſchon ſind es viele. Einer kommt ſeitlich und will ihn abfaſſen — zum Glück von der linken Seite. Andreas kann ſeinen Arm gegen ihn vorſtoßen; er ſieht noch — er ahnt mehr, wie der Angreifer rücklings fällt. Er fliegt weiter.

Immer iſt er ein guter Läufer geweſen. In der Schule der beſte Springer! Einmal hat der Lehrer Wismath geſagt: Der Kaſtan Andreas ſpringt uns

nächſtens noch über die Magdalenenkirche. — Alle haben gelacht — ihm hat das Herz im Halſe geſchlagen vor Stolz. Damals war man angeſehen. — Das geht ihm durch den Kopf.

Sie bekommen mich nicht — verſpricht er ſich. Immer menſchenleerer wird die Gegend. — Ich werde frei ſein. Wieviel Jahre Gefängnis? — Die Betti hätte mein werden ſollen, da liegt der Fehler . . .

Schon ſieht er die Brücke — mit den vielen Lichtern: wie auf eine Schnur gereiht. — Die hab ich geſucht — wird ihm klar.

Sein Weg ſteigt an; er raſt ihn empor — eine Anhöhe, die von Niederungen abſondert. — Erlöſung! — und erlöſe uns von allem Übel . . . Ich löſche etwas aus, — hab ich dem lächerlichen Fremden heut im Café geſagt.

Oben bleibt er ſtehen. Er hat Zeit dazu gewonnen. Er ſieht zurück: über der Stadt hängt dumpfes Licht — ein dumpfes Geräuſch kommt näher, trappelnde Füße.

. . . Die Brücke, von der Karl Dobler mich hat hinunterwerfen wollen — denkt er . . . Und vergib uns unſere Schuld, wie wir vergeben unſeren Schuldigern . . .

Vor ſeinem Blick ſteht das ungeheure Bild des großen Krieges.

Die den Anſtieg hinaufkeuchen, kommen zu ſpät.

Er ſammelt letzte Kraft.

Er winkt mit der Hand — hinüber . . .

Er faßt mit der einzigen das Geländer der Brücke und ſchwingt ſich hinab.

Druck von C. Brügel & Sohn in Ansbach

Von A. M. Frey sind in unserm Verlag weiter erschienen:

Solneman der Unsichtbare

Ein satirischer Roman

Geheftet Mk. 4.—, gebunden Mk. 5.50

„Dem ‚Golem' ebenbürtig, an Stileinheit ihm überlegen, erscheint uns A. M. Freys spöttische, geistreiche Groteske von jenem Hciebel ‚Solneman', der mit viel Geld einen Stadtpark erwirbt und sich dort einmauert, aber infolge der Neugier und Torheit der guten Stadt schließlich sein Asyl verliert; dies heiter wehmütige Buch gehört zu den wenigen wirklich phantasievollen und echten Grotesken unserer Zeit."

Literarischer Jahresbericht des Dürerbundes

„Ich habe lange kein modernes Buch gelesen, das so leicht und frei wie dieses auf Dichterschwingen über Dichterslande trägt . ."

Eugen Kalkschmidt in der Frankfurter Zeitung

Dunkle Gänge

Zwölf Geschichten aus Nacht und Schatten

Geheftet Mk. 3.—, gebunden Mk. 4.50

„Frey behandelt in seinen Erzählungen Begebnisse ‚aus Nacht und Schatten', Begegnungen im Reiche der vierten Dimension, dort wo Wirklichkeit und Träume sich berühren, wo Realitäten zu Schemen werden, wo der wissenschaftliche Forscher vor den Rätseln von Raum und Zeit, von Zufall und Schicksal, von Geschehnis und Geisterwalten steht.

Frey hat mit einer seltenen Feinfühligkeit für den oft dämonisch-geisterhaften, oft geheimnisvoll-angreifenden Charakter seiner Stoffe den Ton getroffen und einige der Geschichten sind geradezu Meisterstücke ruhiger und doch bezwingender und im Banne haltender Erzählungskunst."

Dr. J. A. Beringer i. d. Neuen Badischen Landeszeitung

Delphin-Verlag München

Die Kinder von Genf

Roman von Ludwig Gorm

Geheftet Mk. 4.—, gebunden Mk. 6.—

„Ein riesenhaftes Gemälde ist dieses Werk, Schilderung und Aufbau haben epische Wucht, sind getragen vom Pathos der Ereignisse. Prächtige Gestalten zeigt uns Gorm . . Und der Leser fühlt die Freude des Dichters an den schönen Übergängen, an der Landschaft, den kraftstrotzenden Worten und Gestalten. Das Köstlichste dieses Buches ist wohl dieser freundliche Blick, dies stille Lächeln, das den Dingen ihre Schwere fortnimmt, das sie in den Himmel aufhebt. Und dennoch ist da nicht etwa weniger Leben als im Wirklichen."

Neueste Nachrichten Brünn

„Ein Buch voll wunderbarer, urkräftiger, an die großen Flamen erinnernder Bilder, aus einer Zeit geschöpft, in der volles starkes Lebensbegehren sich aufbäumte gegen eine jeden Trieb, jede Lust am Erdensein ausrottende Gewalt der Lehre. . . Ein schönes und reiches Buch, voll starker Farben und kraftvoller Linien, voll tiefer Gedanken und eindringlicher Bilder."

Und besonders für unsere Tage die so vielen mit dem Wehe Unruhe und Zweifel in die Herzen graben, die Sturm und Verzweiflung, Haß und Verachtung in sich bergen, ist dies Buch ein Spiegel, der den Einzelnen auf das Wertvolle, auf das persönliche Ziel aus diesem großen Wirrnis deutend weist.

Fritz Böhme i. d. Deutschen Warschauer Zeitung

„Schroff stehen die Weltanschauungen einander gegenüber: die Lebenslust der Genfer und des Reformators Eifer gegen Feste, Tanz und Musik, hier Hang zur Ausschweifung, da Predigt und Gebet, hier Ritte auf Abenteuer da ernste Arbeit im Dienste Gottes.

Inmitten aller Kämpfe blüht eine wunderzarte Liebesgeschichte auf, die in Freiheit und Frieden weist, abseits von dem Strom unruhvollen Geschehens. Die Seiten, die von dem Schicksal Margots und Claudes handeln, gehören zu dem dichterisch Schönsten und Abgeklärtesten des ganzen Buches."

Eugen Tannenbaum i. d. Berliner Börsenzeitung

Delphin-Verlag München

Der Anfang

Roman von Hanns Johſt

Geheftet Mk. 5.—, gebunden Mk. 7.—

„Sich ſelbſt zu finden, mit dieſem einzigen Ziel zieht hier der junge Menſch ins Leben hinaus, erſt in die Hörſäle, die ihn in Paragraphen verſtricken, dann in die Kneipen der Studenten, die ihn an Biertiſchen ermüden, dann in die Freuden der Venus, deren Verwandlungen ihn locken, dann in die Kanzleien der Theater, deren Proſa ihn ernüchtert, und endlich in die Einſamkeit eines Poetenſtübchens, aus dem zum Schluß junger, glücklicher Lichtſchein fällt.“

Dr. Heinz Stolz i. d. Düſſeldorfer Nachrichten

„Johſt hat Blut und Nerven, Temperament und Wirbel des modernen Zeitalters der zuſammengeballten Maſſen, Großſtädte und techniſchen Titanenkämpfe in ſich aufgenommen und weiß ſie mit einer Pechſteinſchen Eindringlichkeit und einer rauſchenden Wortmuſik wiederzugeben, die ihn den gefeiertſten Dichtern unſerer jüngſten Nation voll ebenbürtig zur Seite ſtellt. Dabei iſt er univerſell und weiß auch weiche, gedämpfte Töne anzuſchlagen.

Wilhelm Bolze i. d. Gegenwart

„Dieſer Roman iſt nie ſchemenhaft; er faßt an, was er behandelt, er hebt das Ding ins Licht, bis es kriſtallen leuchtet; er iſt jung mit allen Vorzügen und Fehlern, Zartheiten und harten Ecken.“

H. W. Keim im Literariſchen Echo

„Der friſche Atem dieſes Buches könnte für eine große Anzahl jetzt erſcheinender ſogenannter Literaturwerke ausreichen.“

Richard Smekal im Donauland

„Aus der Maſſe der Neuerſcheinungen ragt dieſes Buch hervor durch ſein ungewöhnlich ſcharfriſſiges Lebens- und Weltbild.

Dr. P. Hradil im Grazer Tagblatt

„Es iſt eine ſtürmiſche Jugend, reich an Erleben und Enttäuſchtwerden, an jauchzender Freude und tiefſter Niedergeſchlagenheit, wild gährender Moſt, der Wein werden will und — wird.“

Der Stoßtrupp

Delphin-Verlag München

Das A und das O

Ein nachgelaſſener Roman von Gerhard Ouckama-Knoop

Geheftet Mk. 5.—, gebunden Mk. 7.—

„Was hier noch vor einigen Monaten gefordert wurde, ein Kunſtwerk, in dem nicht nur der kleinſtädtiſche Menſch unſerer Zeit, ſondern auch der durch alle Himmel und Höllen der Großſtadt Gegangene zur Harmonie des Lebensgefühls geführt wird, die Legende, der Mythos des heutigen Menſchen, hier iſt er. Die Glocken neugefundener Wiſſenſchaft vom Leben klingen."

Joachim Benn i. d. Frankfurter Zeitung

„Es iſt in einer hellen, harten, etwas ſpöttiſchen Proſa geſchrieben und doch voll von einer geheimnisvollen Myſtik des Geſchehens . . ."

Gabriele Reuter im Tag

Marie Wegrainer

Der Lebensroman einer Arbeiterfrau

Geheftet Mk. 2.50, gebunden Mk. 3.50

„Ein einfaches Menſchenkind, das durch die Tiefen des Lebens gewandelt iſt, erzählt da ſeine Erlebniſſe in rein chronologiſcher Gruppierung und formt, ohne es zu wiſſen, ein organiſches Kunſtwerk, das die bekenntnistriefenden Bücher Entwurzelter nach jeder Richtung weit überragt." . . .

Berliner Lokalanzeiger

Meganders,

der Mann mit den zween Köpfen und andere Geſchichten von Hermann Eßwein

Geheftet Mk. 3.—, gebunden Mk. 4.50

„Es iſt ein köſtlicher Schalksgeiſt, der dem Verfaſſer dieſe Lebensbilder aus der Familie des Peter Schlemihl einflüſterte. Amadeus Hoffmann fabulierte nicht beſſer. Wie ſchal iſt der landläufige Realismus der Romanſchreiber, die ganze Wirklichkeitsſchilderung unſerer Zeit, gegenüber dieſer blühenden Phantaſtik."

Eduard Müller im Gothaiſchen Tagblatt

Delphin-Verlag München

Princeton University Library
32101 066391218